

Otto Roquette



Das Paradies

Das Paradies.

Erzählung

von
Roquett, Otto

Deutsche
Roman-Zeitung

Erster Band

Berlin, **1869.**
Druck und Verlag Otto Jahnke

Es war eine Wohnung mitten in der Stadt, an staubiger geräuschvoller Straße, die Mittagssonne hatte glühend bis um die vierte Stunde auf die verhängten Fenster gebrannt. Die Hausfrau zog jetzt die Vorhänge zurück und öffnete ein Fenster, während ihre Tochter die Kaffeetassen auf dem Tische ordnete. Aber es drang keine Kühlung ins Zimmer, denn schwüler nur lag draußen die Julihitze über den Steinmassen der großen Stadt. »Es will kein Gewitter kommen!« sagte die Mutter. »Der Himmel steht unbewölkt, nur von Dunst und Staub des Sommertages getrübt über den Dächern. Ein paar Regentage wären recht willkommen!« — Auch Eugenie, die Tochter, trat zum Fenster, und wandte ihr anmutiges Gesicht nach der Straße. Da sie aber nichts erblickte, was Interesse für sie hatte, nahm sie ihre Näharbeit zur Hand und setzte sich mit einem leisen Seufzer an ihren Fensterplatz. Aus diesem Seufzer klang es, als ob ihr eigentlich noch andere Erscheinungen, als ein paar Regentage willkommen wären. Das Alltagsleben des Sommers war so eintönig, ein Spaziergang ins Freie nur mit langen Wegen durch Straßentumult und Dunst zu erkaufen, und das Haus mit seinen Geschäften ließ nicht täglich eine solche Erholung zu. Alles reiste in die Bäder, ging in schönere Gegenden, suchte in der Ferne Erquickung und neue Eindrücke. Eugeniens junges Herz hätte auch gern einmal erfahren, wie es in der Sommerzeit draußen in der schönen Weite aussieht, wo es Berge und Täler gibt. Die heißen Monate in der Stadtwohnung — obgleich Eugenie keine andere Welt kannte, als diese — waren hoch recht unerquicklich! Und dennoch fühlten die Frauen sich gerade heut recht frei und feiertäglich. Denn gestern waren die sechs Pensionäre des Hauses abgereist, und es war heut der erste Tag der Schulferien, den auch die Frauen in dem vereinfachten Hausstande auf ihre Weise genossen, denn das große »Reinmachen« der Schülerstuben war vollendet. Freilich blieben immer noch drei junge Herren, Eugeniens jüngere Brüder, zurück, aber die hoffnungsvolle Mannschaft war doch nun von neun auf drei reduziert, und der Tisch umfasste mit dem Vater — denn der älteste Sohn lebte selbständig für sich — anstatt zwölf, nur sechs Personen. Die Frauen wünschten recht sehr, dass auch der Vater eine Erholungsreise antreten möchte. Nicht um auch ihn los zu sein, sondern um ihn frischer und gekräftigter wieder zu bekommen. Er war auch fest dazu entschlossen, da aber teilte die Mutter ihrer Tochter mit einiger Bekümmernis mit, der Vater habe plötzlich die Idee zu einer gelehrten Ferienarbeit gefasst, und sie werde nun mit ihrem Dringen auf eine Reise von vorn anfangen müssen, wobei sie sich nicht einmal großen Erfolg von ihren Vorstellungen versprechen konnte. Denn wenn ihr vortrefflicher Gatte, der Rektor Willmers, etwas Neues erfasste, mochte es sein was es wollte, so war er mit Leib und Seele dabei, und warf sich mit der ganzen heiteren Genugtuung des Sanguinikers darauf. Er war dann eigentlich stets sehr liebenswürdig, mittheilsam und angenehm für Frau und Tochter, leider aber wußte die Frau Rektorin voraus, dass die gelehrte Arbeit ihren Gatten, wie gewöhnlich doch nicht zu Stande kommen würde — denn während der neuen kam dann sicherlich eine noch neuere Idee in die Quere, und wenn dann die dritte, allerneuste, die früheren über Bord geworfen hatte, dann waren sicherlich auch die Ferien und die Erholungstage zu Ende. Es stand daher in Aussicht, dass Papa in diesen vier Wochen zwar sehr glücklich gestimmt, vergnügt und nett sein werde, um dann freilich nur angegriffener und verstimmter das Schulpräsidium wieder zu übernehmen. Während Mutter und Tochter dies besprachen, und auf Mittel sannen, dem Hausherrn mit List oder Gewalt seinen Pensionären hinterdrein und in's Weite zu schicken, trat der Rektor ins Zimmer.

Er sah sehr heiter aus, schmunzelte sogar so eigen, dass Frau und Tochter eine Überraschung witterten und ihm erwartungsvoll ins Gesicht sahen. — »Nun,« fragte die Hausfrau, und lächelte. »Nun, Papa?« fragte Eugenie indem sie sich an seinen Arm hängte, und zu ihm hinauf sah. Beide

hofften, er werde sagen: Morgen reise ich!

Der Retter aber setzte sich auf das Sofa, zündete seine Zigarre an und nahm einen Schluck aus der ihm von der Gattin gereichten Tasse. Dann begann er: »dass der verstorbene Fabrikherr Kilian Morbach ein verrückter Mensch war, wissen wir!«

Mutter und Tochter wussten es in der Tat, nicht aber wussten sie wo hinaus der Rektor mit diesem Anfang steuerte.

Er fuhr fort: »Morbach hat neben seinem Testamente, welchen seine Kinder, den Sohn und die Tochter, zu Erben einsetzte, noch ein besonderes Testament beim Gericht deponiert für Diejenigen, die sich auf ein Legat spitzten, oder die er durch ein solchen zu überraschen dachte. Erst nach Jahr und Tag sollte es eröffnet werden. Dies ist nun geschehen. Ein Dutzend erwartungsvoller Erbschaftskandidaten ist durch die Bosheit des Verewigten in höchst komischer Weise enttäuscht, andere, die kaum etwas erwartet hatten, sind sehr sonderbar überrascht worden. Auch ich gehöre zu den Erben, und zwar zu den Überraschten.«

Die Augen der Frau Rektorin funkelten einen Moment bei dem Gedanken an Erbschaft, den frühere Verhältnisse zu einem nicht undenkbaren machten, und doch sah sie ihren Mann ungläubig lächelnd an. »Ist Dein Erbteil so boshaft oder so komisch,« fragte sie, »dass Du darauf verzichten müsstest?«

»Wer weiß?« meinte der Retter. »Der Kaufmann P., welcher ein halbes Leben lang dem Erblasser um den Bart gegangen ist, empfängt von ihm eine Anwartschaft »auf seine fernere Freundschaft im *Himmel*.« Dem jungen Herrn St., seinem liederlichen Vetter, der sich in den letzten Jahren mit augenscheinlicher Erbschleicherei an ihn drängte, vermacht er »eine Anstellung in der *Hölle*, da es damit auf Erden doch wohl nichts werden werde.« Die Frau Landrätin K. und ihre beiden Töchter, jene Trias mit dem männermordenden Mundwerk, unter dem der Alte viel gelitten, sieht sich bedacht durch eine Anweisung »auf den *Ort des ewigen Schweigens*.« Einige Andere erben von ihm die Hoffnung auf Besserung im *Fegefeuer*. Mein Erbteil ist greifbarer. Es liegt im *Paradiese*.«

Eugenie lachte, die Mutter aber klopfte ihren Mann auf die Schulter und sagte: »Du bist in lustiger Ferienstimmung! Sprich deutlicher. Hat er Dir etwas vermacht? Er deutete öfter darauf hin. Wir legten niemals Gewicht darauf, bei seinem entsetzlichen Geiz und unzuverlässigen Charakter. Aber dennoch —«

»Ich sage Dir ja, liebe Lotte, unser Erbteil liegt im Paradiese!« fuhr der Rektor vergnügt fort. »Es ist ein wirkliches Grundstück, ein Bauplatz, wo man sich, wenn man Geld hat, ein hübsches Haus errichten kann. Vielleicht auch einen Garten — denke Dir, Gemüsebeete, Spargel, Obstbäume! — d. h. ich für meine Person ziehe mir hochstämmige Rosen! Und dann ein geräumiger Hof mit Ställen, vielleicht für eine Kuh und Schweinchen, Gänse, Enten, Hühner — übrigens, Lottchen, Deine Hühner dürfen mir nicht in den Garten!«

»Ach, und eine Laube, Papa!« lachte Eugenie in die Hände klatschend. »Weißt Du, eine Laube von Geißblatt und davor ein grüner Rasenfleck mit allerlei bunten Blumen!«

»Das versteht sich!« fuhr der Vater fort. »Können wir einige alte Linden und Nussbäume

auftreiben, so nehmen wir sie auch, und dazu einen See mit Schwänen, und Springbrunnen und ein paar Statuen im Taxusschatten —«

Jetzt lachte auch die Mutter. »Wenn es nur daran geht Luftschlösser zu bauen, dann überbieten sich Vater und Tochter! Euer Paradies scheint mir wenig Grund und Boden zu haben!«

»Aber ganz realen, wirklichen Grund und Boden, und liegt gar nicht weit von hier! Zum Dank, dass ich seinen Sohn Lebrecht sechs Jahre in meinem Hause gehabt habe, vermacht mir Morbach ein Grundstück im Paradiese. Hier —« der Rektor zog eine Schrift aus der Tasche, ohne sie noch der Gattin zur Einsicht zu geben — »hier ist die Ausfertigung vom Gericht, welches mir meine Erbschaft ankündigt, nebst ganz genauer Angabe des Ortes und der Grenzen, wie der Verstorbene es angeordnet hat.«

»Aber, wo in aller Welt liegt denn dieses Paradies?«

»Das lasst euch von Dem da sagen!« rief der Rektor, indem er auf eine Gestalt wies, welche eben eintrat.

»Nein, aber Torkelchen, wie siehst Du aus!« rief Eugenie dem Eintretenden entgegen, während die Mutter bei seinem Anblick die Hände zusammen schlug und eifernd fortfuhr: »Junge! Das ist ja wieder ein Skandal! Wie kannst Du Dich so zurichten?«

Das mit dem Namen Torkelchen angeredete menschliche Wesen war der jüngste Sprössling des Hauses, etwa zwölfjährig, sehr im Wachstum begriffen, wie seine viel zu kurzen Ärmel und Beinkleider andeuteten. Diese beiden Kleidungsstücke befanden sich augenblicklich aber in einem Zustande, der von sehr gewaltsamem Zusammentreffen des Trägers mit Besitzern ähnlicher Artikel sprach, denn der eine Ärmel der Jacke war ganz ausgerissen, während die Hosen einen Querschlitzz über dem Knie zeigten, so ausgiebig, dass der untere Teil dieses Kleidungsstückes mit dem oberen nur noch gleichsam durch eine Landenge verbunden war. Torkelchen gestand eine Prügelei mit dem Fleischerjungen ein, und hörte mit grimmiger Niedergeschlagenheit die Strafpredigt der Mutter an, an der sich der Vater nur durch ein ernstes Drohen mit dem Finger beteiligte. Der Sträfling war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, um sich auf das Gebot der Mutter umzukleiden, als der Rektor ihm nachrief: »Torquato! Tritt noch einmal her!«

Torquato mit den zerrissenen Hosen, und einem Gesicht, in welchem sich nicht nur Demütigung, sondern auch die entschiedene Erwartung einer väterlichen Rektoratsohrfeige abmalte, trat zögernd näher.

»Weißt Du, wo das Paradies liegt?« fragte der Vater.

Torkelchen schlug verwundert die Augen auf, während die Mutter, welche etwas verstimmt ihren Strickstrumpf ergriffen hatte, die Achseln zuckte, und mit einem vorwurfsvollen Blicke zu sagen schien: »Lass doch endlich diese Torheiten!«

»Ich frage Dich, Torquato, ob Du weißt, wo das Paradies liegt?« wiederholte der Rektor.

»Ja!« erwiderte der Sträfling brummig. »Draußen vor der dem N.schen Thore liegt es. Eine

wüste Gegend, wo früher Gärten waren. Jetzt liegt lauter Bauschutt da. Wir spielen dort oft Räuber und Soldaten.«

»Da hört Ihr's!« rief der Rektor. Und dann zu seinem Jüngsten gewendet: »Du aber zieh' dir andere Kleider an, denn Du sollst unser Führer nach dem Paradiese sein.«

Torkelchen, sehr froh, so leichten Kaufs davon zu kommen, sprang hinaus. Wie sein Gesicht sich jetzt aufheiterte, war er ein allerliebster kleiner Kerl.

»Da, lies!« wendete sich der Rektor zu seiner Frau, indem er ihr die Schrift reichte. »Ich habe dort in jenem wüsten Paradiese, wo man Räuber und Soldaten spielt, wirklich ein Stück Grund und Boden geerbt. Es ist die jüngste Verrücktheit des seligen Morbach, der noch nach seinem Tode die Leute zu foppen sucht. Ich lachte stets, wenn er sagte, er werde mich in seinem Testament bedeuten, sein dankbares Herz treibe ihn dazu. Jetzt scheint er mir ein Sinnbild meines Wirkens auf seinen Sohn hinterlassen zu wollen — ich soll wieder urbar machen und säen! Ein Haus bauen! Was sagst Du zu unserm großen Loose, liebe Lotte?«

Die Frau Rektorin hatte gelesen und gab die Schrift in ihres Gatten Hände zurück. »Mit dem Bauen werden wir ja wohl warten können,« sagte sie, »und was das Säen betrifft, so müssen wir wohl auch abwarten, ob der Fleck urbar zu machen ist. Höchstens könnte man daran denken, den Bauplatz zu verkaufen. Aber ich vermute, Morbach würde ihn längst verkauft haben, wenn er etwas Werth wäre.«

»Nun,« meinte der Rektor, »ansetzen können wir uns unser Erbteil immerhin! Lasst uns hinaus spazieren! Die Luft wird draußen besser sein, als in der Stadt.«

Die Damen waren einverstanden, und rüsteten sich schnell — so schnell das bei Damen möglich ist — zumal die Hausfrau noch etwas einzuhalten hatte. Auch zwei andere Söhne des Rektors, Gottfried und Wilhelm, im Alter von siebzehn und fünfzehn Jahren, kamen aus ihrem Zimmer herbei, hörten von der überraschenden Erbschaft und waren gern bereit zum Familienspaziergang.

Man hatte durch lange Straßen zu gehen, dann durch eine Vorstadt, dann seit ab vom Hauptwege, und geführt von Torkelchen, über Feldwege zwischen Kohlfeldern und Rübenpflanzungen. Weit hinaus war die Ebene zu übersehen. Fern im Qualm und Staub lag die große Stadt, dampfwirbelnde Fabrikessen waren die nächsten Niederlassungen, ein Kranz von Kiefernwald und Gärten schloss den Horizont auf der einen Seite. Zwischen urbaren Feldern lag ein Stück wüsten Bodens, auf dessen Kosten die Besitzer des ersteren ihren Grund brauchbar gemacht hatten. Denn altes Gestein und Gerümpel das man im Erdreich gefunden, hatte man zu dem hier abgeladenen Schutt geworfen, zwischen welchem verstaubtes Unkraut wucherte. Ein paar alte Obstbäume einsam, unfruchtbar und krüppelhaft, gaben Kunde, dass hier einst eine Kulturstätte gewesen, während einiges Kieferngebüsch, aus her gewehtem Samen entsprossen, andeutete, dass die wilde Natur seit langen Jahren wieder unbeeinträchtigten Besitz von dieser Stätte genommen habe. — »Sieh ist das Paradies!« rief Torkelchen, indem er auf einen Schutthaufen stieg und auf den Plan wies, dem der Volksmund seine satyrische Taufe gegeben hatte.

»Gott bewahre!« sagte die Frau Rektorin, entsetzt über den Anblick dieses Erbteils, während

Vater, Tochter und Söhne in ein lautes Gelächter ausbrachen.

»Höchstens als Trockenplatz wäre dieser Ort zu benutzen!« meinte die Hausfrau.

»Erlaube!« rief ihr Gatte mit guter Laune. »Wäsche lass ich in meinem Paradiese nicht trocknen!«

»Sei unbesorgt, es ist auch viel zu weit. Ja selbst gegen unseres Jüngsten kriegerisches Räuber- und Soldatenspiel, den einzigen Nutzen dieses Feldes, habe ich Einwendungen zu machen. «Es ist ein Terrain, dem selbst der dauerhafteste Kleiderstoff nicht widerstehen würde.«

»Sieh, sieh!« redete der Vater fort, indem er den Zug der Seinen durch das weglose Besitztum führte. »Sieh, sieh! So ganz unfruchtbar ist doch dies Gefilde nicht. Die Brennesseln stehen vortrefflich, der Schierling hat eine erfreuliche Höhe, und die Kletten gedeihen in einer Üppigkeit, die eine recht segensreiche Ernte erwarten läßt!«

Die Jugend, belustigt über die heitere Stimmung des Vaters, sprang vergnügt umher, und wollte lachend; immer neue Vorzüge an dem neuen Familiengut entdecken. Wilhelm fand die Hornschale eines alten Taschenmessers und sprach von Stollen und Bergwerken in diesen Schutthügeln; Gottfried (Götz genannt! bekannte, dass er historische Gefühle bekomme, denn so müsse sich Marius auf den Trümmern von Karthago befunden haben, und Eugenie pflückte jauchzend ein paar wilde Stiefmütterchen, während Torquato bei den jungen Kiefern die frohe Aussicht verkündete, dass man den Weihnachtsbaum künftig aus dem eigenen Garten werde holen können. Die Familie war sehr heiter, nur die Mutter ging schweigend einher, denn in den Augen ihres Gatten, der sein Eigentum prüfend überblickte, witterte sie irgend eine neue Idee, welche ihr bereits Sorge machte.

»Weißt Du, Papa,« begann Eugenie, »hier von diesen Bäumen aus ist das Panorama eigentlich ganz hübsch! Du solltest hier ein Bänkchen anlegen lassen, dann könnte man sich vom Spaziergang doch ausruhen.«

Der Vater nickte, die Brüder riefen Beifall und Götz sagte: »Wir machen die Bank selbst! Gleich morgen!«

»Ja, und einen Tisch dazu — und Bänke von allen Seiten!« vervollständigte Wilhelm.

»Und den Platz um die Bäume ebenen wir, und holen aus dem Walde Kiefernzweige, und machen eine grüne Hecke davon, dann kann es hier sehr hübsch werden.«

»Aber für den Fall, dass es regnet,« meinte Eugenie, »könnte man nicht eine grüne Hütte von Nadelholz errichten? Siehst Du Papa, dann hätten wir gleich die gewünschte Laube, und statt der Rasenstücke mit bunten Blumen lassen wir die grünen Felder gelten.«

Die Brüder jubelten und drangen in den Vater. Sie Mutter aber seufzte im Stillen, sie wusste, dass nun aus der Reife ihres Gatten nichts werden würde, denn sie sah ihm an, ein neuer Plan war geboren.

»Ja, Kinder, das tun wir!« rief der Rektor. »Wir wollen uns einrichten wie Ansiedler im

Urwalde Amerikas. Bäume gibt es nicht zu fällen, im Gegenteil gilt es die paar vorhandenen zu konservieren, aber ein Blockhaus wollen wir uns doch errichten.«

»Ach — lieber Franz!« warf die Mutter abwehrend ein. »Wozu diese Ausgabe?«

»Nun eine Bretterbude mit einer verschließbaren Thür und dem bescheidensten Hausrat kann ja die Welt nicht kosten! Hab ich mir doch etwas für die Ferien zurückgelegt! Wozu soll ich eine umständliche Reise machen, wenn ich Erholung so in der Nähe haben kann!«

»Ach ja! ach ja!« riefen die Söhne, gar nicht im Einklang mit der Mutter. »Bleib bei uns, Papa! Wir wollen hier Alles selbst einrichten! Du sollst sehen wie hübsch es wird, wenn wir selbst Hand anlegen!«

»Das wollen wir!« sagte der Rektor. »Wir wollen schaufeln, graben, ebnen, Pfähle einrammen, Tisch und Bänke machen, und uns einen vorläufigen Garten aus Kiefernreisig anlegen — ein paar Führen davon werden nicht zu kostspielig sein. Zu unserm Sommerhaus nehmen wir einen Zimmermann zu Hilfe, und ist es fertig, und unser Garten dazu, dann ziehen wir gleich morgens heraus, jeder mit seinen Büchern. »Ich mache hier meine Ferienarbeit, und meine Söhne ebenso, und so leben wir zwischen Tätigkeit und Erholung in frischer Luft und mit vergnügten Sinnen.«

Torquato machte zwar bei den Hinweis auf die Würze der Arbeit für die Ferien ein zweifelhaftes Gesicht, dagegen stimmten seine Brüder, zwei sehr fleißige Jünglinge, lebhaft bei.

»Und Abends,« fuhr der Rektor fort, »tischt uns Mama hier unser Abendbrot auf — wir könnten hier auch Kaffee trinken! Und am Ende — ein frugales Mittagmahl wäre an Ort und Stelle auch zu bereiten. Steine sind da, man könnte einen Herd bauen — «

»Das sollte mir fehlen!« dachte die Hausfrau während des allgemeinen Beifalls, und während Götz und Wilhelm bereits einige Steine aussonderten, als vorwiegend brauchbar für den künftigen Kochherd. »Das sollte mir fehlen!« dachte sie schweigend. »Dieses Geschleppe dann mit Küchengeschirr Tag für Tag, eine Stunde weit über Land! Eine ganze Häuslichkeit auf freiem Felde, und zu Hause die leeren Räume den Dienstboten überlassen! Grenzenlose Unbequemlichkeit, völlige Auflösung der häuslichen Ordnung, während grade in diesen Wochen allerhand wichtige wirtschaftliche Angelegenheiten in Aussicht stehen! Wie man nur an die Möglichkeit eines so liederlichen Zerfahrens denken kann! Das sollte mir fehlen!« Mit diesem Schlusssatz bekräftigte sie schweigend ihre Gedankenreihe. Doch sprach sie nichts davon aus. Es werde sich Alles finden, dachte sie. Der Mann und die Kinder mochten bis zu einer gewissen Grenze ihren Willen haben, das harmlose Vergnügen sollte nicht gestört werden, im Übrigen hoffte sie sich bei Übergriffen in ihr eignes Bereich ein entschiedenes Veto vorzubehalten.

Inzwischen war Torquato durch den Hinweis aus künftiges Kochen und Essen zu der Überzeugung gelangt, dass er Appetit habe, was gar nicht so ungerechtfertigt war, da es Abend wurde. Überdies wusste der jüngste, dass die Mutter und Eugenie Butterbrot in ihren Ledertaschen mitgenommen und unterwegs Obst gekauft hatten, und so mahnte er dringend an die Mahlzeit. Hätte die Frau Rektorin geahnt, was sich im Paradiese für neue Pläne spinnen sollten, sie würde die Taschen ungefüllt gelassen haben, und sie war gar nicht zufrieden mit sich und ihrer Vorsorglichkeit. Allein es half nun nichts, der Vorrat war da, wurde verteilt und mit

Vergnügen empfangen.

»Ah!« rief der Vater, »unser erstes Abendbrot im Paradiese! Nun — haben wir noch weder Tisch « noch Ränke, so sehen wir uns auf den Erdboden und lassen es uns auch so schmecken!« Die Familienglieder lagerten sich darauf im Kreise mit ihrer frugalen Mahlzeit, aßen Alles auf was da war, und waren in der vergnügtesten Stimmung.

»Als Adam und Eva aus dem Paradiese gestoßen wurden,« begann Wilhelm, welcher eine Neigung zur Theologie hatte, »erhielten sie ein steiniges Feld mit Disteln und Dornen zur Bebauung; bei uns ist es umgekehrt, unser nettes Paradies ist eine steinige Wüste, wir haben es erst zu dem zu machen, was sie uns werden soll.«

»Sehr richtig, mein Sohn!« bekräftigte der Vater. »Wir bilden uns selbst mit unserm Streben und Schaffen, mit unsrer Auffassung der Dinge des Lebens, das Dasein zu dem, was es uns werden soll oder ist. Ein Paradies und eine Wüste sind überhaupt relative Begriffe. Auch bei der einfachsten Erziehung und bei der scheinbar größten Anspruchslosigkeit, sind wir verwöhnt durch Bedürfnisse und Gewohnheiten, und am meisten verwöhnen wir uns selbst durch unsre Wünsche und Hoffnungen. Was erwarten wir nicht Alles von der Zukunft, was machen wir uns für Verhältnisse zurecht, aus welchen irgendetwas Ungewöhnliches für uns entstehen soll! Und wie jagen unsre Gedanken nach dem, was wir Glück nennen! Was ist denn Glück! Jedem etwas Andres, und der Eine begreift wohl kaum, was der andre sein Glück nennt. Glücklich ist nur, wer sein Glück in der eignen Brust trägt, und auch die unscheinbare Freude, die das Leben ihm bringt, als ein freundliches Geschenk dankbar entgegen nimmt. Ist doch das Geringfügigste nicht wertlos! Kann man doch das Unbedeutendste *noch* ausbilden und zu etwas Beglückendem gestalten. Hier dieses wüste Feld würden Andre vielleicht als Gabe ablehnen, oder verlachen — seien wir froh, dass wir den heiteren Muth haben, noch etwas darauf zu schaffen. Wir sitzen auf Schutthaufen und sind ganz vergnügt. Warum nicht? Wir wissen, dass hier bald Tisch und Bänke stehen werden, unsrer eignen Hände Werk! Wir brauchen nicht einmal die Phantasie anzustrengen, um sie mit erlahmtem Fluge zurückkehren zu lassen, wenn unser nettes Paradies kein Wundergarten wird. Wir wissen, dass wir genügsam und zufrieden sein, und über Jeden lachen wollen, dessen Spott etwa den Wert unsres Paradieses anzweifeln möchte.«

Die Mutter legte gerührt die Hand in die ihres Gatten. Eugenie aber rief: »Oh seht! Wie wundervoll ist dieser Sonnenuntergang!«

Wirklich war der weite freie Luftraum über der Ebne wie durchsichtiges Gold und flüssiges Crystal, und Wölkchen, von Purpur angehaucht, schwebten durch den lichthellen Äther. Selbst der Dunst der großen Stadt erschien wie ein goldener Nebel, die Felder umher wie mit Edelsteinen besäte Teppiche, die alten halbdürren Obstbäume leuchteten im strahlenden Abglanz des Lichtes, die hohen Kletten standen wie metallschimmernde Zauberblumen. Glänzte doch der Schutthügel sogar, auf dem die Gruppe saß, wie ein von Gnomenhänden aufgehäufter Schatz aus den Tiefen der Gebirge, und die glücklichen Gestalten selbst strahlten von Sonnengluten übergossen und freuten sich des herrlichen Anblicks und ihres eignen verklärten Glanzes. — »Nun?« begann der Vater nach einer Pause, »gibt uns der erste Besuch in unserm Paradiese nicht schon Freude genug? Und das können wir nun täglich haben! Auf denn! Morgen rammen wir Pfähle ein, und richten uns die Stätte zu, die uns zu unserem Glücke genügen soll!«

Er erhob sich und alle sprangen heiter auf, um den Heimweg anzutreten. Eugenie und die Brüder stimmten Lieder an, und schritten voraus. Die Mutter nahm ihres Gatten Arm, und begann nach einer Pause: »Was wird unser Wolfgang dazu sagen?« — »Ja — der!« rief halb lachend der Rektor. »Im besten Falle wird er die Achseln zucken und uns belächeln. Der wandelt durch die Säulenhallen seines Museums und hält geistvolle und gelehrte Zwiesprache mit Herden und Götterstatuen. Schutt und Trümmer lässt er wohl gelten, wenn Pinien und Zypressen darüber rauschen, und versunkene Tempel oder marmorne Bilder darunter schlummern. Er macht andre Ansprüche, als wir. Seit er aus Italien zurückgekehrt, ist er nicht sehr duldsam gegen unser bürgerliches deutsches Kleinleben — und er hat von seinem Standpunkt Recht — er hat sich eine andre Welt geschaffen, welche schöner ist, als unsre. Wir werden uns seinen Spott gefallen lassen müssen!«

Irr Rektor Willmers war sehr stolz auf seinen ältesten Sohn. Er hatte ihn, zur günstigen Vorbedeutung, nach seinem Lieblingsdichter, Wolfgang taufen lassen. Denn der Rektor war ein leidenschaftlicher Göthefreund und Göthekenner und etwas Göthe gehörte ihm zum täglichen Brot. So trugen alle seine Kinder die Namen Göthescher Gestalten. Nur bei dem Jüngsten hatte die Mutter Einspruch erhoben, und sich durchaus nicht zu dem Namen Torquato verstehen wollen. Sie setzte durch, dass der Name Hermann ihm als Hauptname gegeben wurde, musste aber dulden, dass Torquato all zweiter Stelle aufgenommen wurde. Unglückliche, überlistete Frau! Der Rektor blieb bei Torquato, in der Kinderstube modelten die älteren Geschwister so lange an dem Namen herum, bis sie die Gräuelbildung »Torkelchen« fixiert hatten, um den deutschen Hermann war es für immer geschehen. — Wolfgang, der älteste Sohn des Rektors, war eilt sehr begabter und früh selbständiger junger Mann. Durch ein Stipendium für eine wissenschaftliche Preisarbeit ward ihm eine Studienreise nach Italien und Griechenland ermöglicht, die der junge Archäologe und Kunsthistoriker für neue Studien auszubeuten gewusst hatte. Er nahm darauf eine Stellung am Museum an, wie sie durchaus für seine Wünsche und Bestrebungen geschaffen schien. Der Rektor, wie gesagt, war stolz auf seinen Sohn. Und doch fragte er sich oft: Ist Wolfgang glücklich? »Er könnte es sein, sagte er heut im Gespräch mit seiner Frau über den Sohn, er könnte es sein, denn er hat in jungen Jahren erreicht, wonach Andre ein Leben lang vergeblich streben. Allein er hat — so zu sagen kein Talent zum Glück. Was ihm in Fülle geworden ist, nimmt er als selbstverständlich hin, und wundert und quält sich, dass es nicht mehr ist, dass es nicht *Alles* ist, was er sich vom Geschick gefordert. Ihm fehlt Bescheidenheit, ihm fehlt das heitre Genügen des Herzens. Sein Paradies ist ewig eilt fernes, vielleicht verlorenes. Er findet es nicht in der Beschränkung, er sieht nicht, dass es überall ist« wo wir es nur erschaffen wollen.« —

Die Mutter fand nicht Zeit, darauf zu entgegnen, denn Torquato kam mit einer Frage, welche im Rahe der Jugend mit Leidenschaft beraten wurde, nämlich: Ob für die beginnende Arbeit und zur Wegräumung des Schuttes *eine* oder *zwei* Karren angeschafft werden müssten? Eugenie verfechte das Genügen *einer* Karre, während die Brüder auf deren *zweien* beständen. — Sie Hausfrau entschied sich sofort für Eugeniens Ansicht, und erklärte die Notwendigkeit von *zwei* Karren für eine extreme Anschauung, die außer dem Bereiche des Zulässigen läge.

Das angeregte Thema war für Vater und Söhne wichtig genug, um sogleich in ernstere Überlegung genommen zu werden. Wo kaufte man Spaten, Hacken, Bretter, Pfähle, all das nötige Handwerkzeug? Wo und bei wem bestellte man die beabsichtigte Bude, oder vielmehr das »Sommerhaus,« wie matt das Gebäude bereits zu nennen beliebte? Die pädagogisch-gelehrte

Stadtfamilie war nicht einig, weil nicht praktisch unterrichtet darüber. Ein Keller in der Vorstadt, in welchem Gartengerät zu kaufen war, gab endlich Auskunft darüber. Die Männer ließen es sich nicht verdrießen, noch einige Wege für Bestellungen und Besorgungen zu geben, und kamen spät nach Hause, aufgeregt und beglückt, dass schon morgen die Arbeiten im Paradiese beginnen sollten. —

Acht Tage darauf hatte der öde Plan schon ein verändertes Aussehen. Der Boden zwischen den Obstbäumen und dem Kiefergebüsch war leidlich geebnet. Das Sommerhaus mit einer verschließbaren Thür, Fenstern und Laden, sonst von jener einfachen Bauart wie sie aus den Händen eines Zimmergesellen hervorzugehen pflegt, stand fertig da; Tisch und Bänke auf eingerammten Pfählen luden bereits zu bequemerem Ausruhen nach der Arbeit. Vater und Söhne hatten wahrhaft im Schweiß ihres Angesichts geschafft, sahen mit Entzücken ihr Werk fortschreiten, und sich der Vollendung nähern. Morgen sollte die feierliche Einweihung des Paradieses sein, zu welcher Wolfgang zum ersten Mal seinen Besuch abstatten, und die Mutter etwas Außergewöhnliches für die Bewirtung versprochen hatte. Denn die Frau Rektorin war von dem Widerwillen, den sie gegen ihres Gatten und ihrer Söhne neue Kulturthätigkeit gehegt, beinah abgekommen. Sie sah die heitre Stimmung der Männer, erkannte wie die körperliche Arbeit sie kräftigte und stärkte, war gerührt über die unschuldige Freude, die sie an ihrer Schöpfung hatten, und so beklagte sie nicht länger den aufgehobenen Reiseplan, ließ guten Humor walten, und sorgte dafür, dass der ungeheure Appetit ihrer Arbeiter im Paradiese die gehörige Befriedigung fände. Was sie zuerst als eine wirtschaftliche Unbequemlichkeit abgelehnt hatte, machte ihr jetzt bereits Spaß, und sie suchte das frugale Abendessen freiwillig durch kleine Überraschungen zu würzen. — So waren denn auch die Männer rüstig am Werke. Es galt, eine grüne Hecke von Kiefernzweigen um die Niederlassung zu vollenden, und somit den vorläufigen Schlussstein an die neue Schöpfung zu legen. Mit geröteten Gesichtern, von der Sonne gebräunt, in Hemdsärmeln, kauerte jeder an seinem Platz, so erpicht und eifrig bei der Arbeit, dass das Gespräch darüber vergessen wurde.

Da erscholl plötzlich nicht fern von ihnen ein grauenhaftes Trompetensolo. Das »Bild der Rose,« mit unzähligen unfreiwilligen Schnörkeln geschmückt, Ton für Ton beklagenswert von der melodischen Bahn abschweifend, wurde in erbarmungswürdiger Unbarmherzigkeit über die Ebene geblasen, während eine weibliche Stimme mit Zetergeschrei nach Hilfe rief. — Vater und Söhne sprangen auf und wandten sich nach der Seite des Konzertes und Hilferufes. Man sah eine Dame, im Rollstuhl sitzend, mitten auf freiem Felde, mit beiden Armen gegen die Musik sich sträubend, während der Virtuose mit der Trompete vor ihr stand, und unbekümmert um ihr Geschrei, ihr sein Ständchen zu Ende brachte.

Die drei Söhne stürzten sich so wie sie waren auf den Schauplatz, der Rektor zog seinen Rock an und folgte.

»Rettung! Rettung vor diesem gottvergessenen Menschen von Trompeter!« schrie die Dame. »Nehmen Sie mich unter Ihren Schutz, meine Herren! Führen Sie mich auf Ihr Gebiet, damit ich von dem grässlichsten aller Musikanten loskomme! Ach Gott sei Dank, Jungens! Fast an und schiebt mich vorwärts! Ich kenne Euch nicht, aber Ihr scheint brave Leute zu sein, und ich will's Euch vergelten!«

Götz und Wilhelm hatten sich bereits des Rollstuhls der Dame bemächtigt und schoben ihn

nachdem Paradiese. Der Trompeter, welcher sein Solo erst beim Anblick der Jünglinge abgebrochen hatte, wollte überrascht den Eingriff in sein Amt abwehren. Aber die Dame streckte ihm den Arm entgegen und schrie: »Hinweg, Trompetenscheusal! Du trittst mir auf zwanzig Schritte nicht nahe, und erwartest Dein Schicksal! Lasst ihn nicht heran, liebe Jungens! So, so , — ach, da kommt wohl der Papa!«

Der Trompeter blieb verduzt, beschämt, ärgerlich zurück, der Rektor aber trat grüßend näher. — »Ihre Söhne — denn das sind diese prächtigen Burschen doch wohl — haben mich gerettet, mein Herr, und ich bitte auch um Ihren ferneren Schutz. Jener schreckliche Mensch dort ist mein neuer Bedienter, der das Amt hat, mich an Tagen, wo ich keine Beine habe, im Rollstuhl spazieren zu schieben. Lachst Du, kleiner Tausendsassa?« (wandte sie sich drohend an Torquato, der wirklich laut aufgelacht hatte, dass die Dame manchmal keine Beine haben wollte.) »Ja, ich bin manchen Tag so gut wie gelähmt, und manchen andern kann ich leidlich laufen. Wenn ich aber nicht laufen kann, so ist es so gut als ob ich keine Beine hätte. Verstehst Du das jetzt, Kujon? Na kurz, diesen Menschen da habe ich erst seit acht Tagen im Dienste, und ahnte nicht, was für ein entsetzliches Talent er in der Stille ausbildete. Nachdem er mich heut heimtückisch hierher ins freie Feld gefahren — nein, ich will nicht lügen -- ich selbst hatte ihm befohlen, mich in diese Gegend zu schieben, denn ich war neugierig zu wissen, was hier für eine sonderbare Ansiedlung vor sich gehe — nun, ich bin gestraft genug dafür! Also er fährt mich, lässt mich dort bei den Kohlrüben stehen, erklärt mir, dass er früher Trompeter gewesen, und bittet um die Erlaubnis, mir ein Stück vorblasen zu dürfen. Ich danke ablehnend, ich verbiete, ich schreie, alles umsonst! Er zieht seine Trompete und bläst das Blaue vom Himmel herunter, dass mir die Ohren gellen! Es schwindelt mir, es brennt meine Eingeweide, ich glaube vor Ärger umzukommen, da nahen mir die starken Retter aus Ihrem Geschlecht, mein Herr, und nun bin ich bei Ihnen! Der Tausend — was sind das für merkwürdige Anstalten? Wollen Sie hier Krähen schießen?«

Sie sah sich überrascht auf dem Platz um.

Vater und Söhne, halb befremdet, halb belustigt über die sonderbare alte Dame, standen lächelnd, Torquato aber war unhöflich genug, wieder laut aufzulachen und ihre letzten Worte: »Krähen schießen« mit höhnischem Jubel zu wiederholen.

»Ja wohl, Krähen schießen, Du Naseweis!« rief sie. »Denn nach einer Krähenhütte sieht das Ding allerdings aus, und ich weiß recht wohl, was eine Krähenhütte ist, mein verstorbener Mann war Forstmeister — doch das gilt Ihnen, mein Herr, dem ich mich vorzustellen bisher vergessen habe, Mein Name ist Birkenfeld, Witwe, in der Familie Taute Juliane genannt — mein Bruder nannte mich Tante Grobiane — wohne dort, wo der Gartenzaun beginnt. Dieses bin ich, nun aber, mein Herr, bei wem habe ich das Vergnügen zu sein?«

Der Rektor stellte sich und seine Söhne, Götz, Wilhelm und Torquato, vor.

»Was?« rief die Dame und setzte sich zurecht, um die jungen Leute näher in's Auge zu fassen. »Das klingt ja sehr klassisch! Komm Du doch mal näher her, Torquato — Du hast übrigens ein Loch im Ärmel, mein Junge! Also Torquato heißest Du? Schnurriges Geschöpf! — Aber nun sagen Sie mir um Gotteswillen, Herr Rektor« was sind das hier für Anstalten?«

»Es ist mein Garten, mein Asyl, das ich mir für die Sommerferien geschaffen —« sagte der Rektor lächelnd und zugleich mit einer kleinen Verlegenheit. Denn wie zufrieden er auch für sich mit seiner Schöpfung war, der Einblick fremder, und wie es schien nicht sehr nachsichtiger Augen beschämte ihn ein wenig.

»Ihr Garten? Sie sind wohl nicht bei Trost! Wer legt auf einen Haufen Gerümpel einen Garten an? Was kann denn hier wachsen? Und wie kann man sich einen solchen Platz aussuchen?«

Götz, Wilhelm und Torquato machten ärgerliche Gesichter, und fanden den Gast hassenswert, selbst Herr Willmers war nicht angenehm berührt durch die rücksichtslosen Worte. Wer hört es gern, dass man seine Liebhabereien belacht, wer mag sein Steckenpferd gescholten hören? Wir wissen oft, dass unsre stillen Freuden Belächeln wert sind, und doch verletzt es uns, wenn man unser verkehrtes Treiben verhöhnt. Dennoch lächelte der Rektor und begann:

»Bauen wir nicht viele unserer Lieblingspläne über Schutt und Trümmerhügeln auf? Das Beste was wir hoffen, und gestalten, kann nicht immer auf urbarem oder längst veredelten Boden entstehen. Wir müssen immer von neuem anfangen, den Schutt, den Andere zurückgelassen, wegräumen, und froh sein, wenn wir Schritt für Schritt für uns selbst wieder erreichen, was an anderen vorüber gegangen ist. Das Schöne und Fertige hat sein Recht. Bescheidener Sinn hat auch sein Recht. Wer anspruchslos schafft, ohne sein Schaffen zu überschätzen, empfindet ein Glück, welches Der oft entbehrt, der nur zum Genusse dessen da zu sein wähnt, was Andere für ihn geschaffen.

»Guter Gott! Ja, das kann wohl sein!« rief die Dame, indem sie ihn überrascht und mit einer gewissen Bewegung betrachtete. »Aber sagen Sie mir, lieber Herr, welcher Reiz kann es für einen gebildeten Mann haben, seine Arbeit in eine Wüste zu verschwenden? Denn dass hier nichts wachsen wird, ehe nicht zwanzig Fuhren Schutt weggefahren sind, das sehen Sie doch selbst ein!«

»Wenn ich Ihnen und mir davon Rechenschaft geben soll,« entgegnete Herr Willmers, so ist es viel leicht der Reiz des Gegensatzes, der mir diese Beschäftigung lieb macht, vielleicht auch der Mangel an einem besseren Gegenstande. Denn dass ich schönere Gärten gesehen habe, als meinen, kann ich wohl bekennen. Ich könnte in unserem großen königlichen Park spazieren gehen, soviel ich wollte, und habe es mit Genuss oft genug getan. Null reizt es mich, da die Gelegenheit sich bietet, einmal ein bisschen selbst zu graben und zu schaufeln, und ist es auf diesem Boden nicht schön, so ist es doch angenehm zu sehen, wie etwas darauf entsteht.«

Die Dame ließ ihre Blicke über das Entstandene schweifen. »Hm! hm! hm!« begann sie wieder. »Ich bin nur erstaunt, wie man sich einen solchen Fleck aussuchen kann!«

»Das habe ich nun freilich nicht!« lachte der Rektor, und erzählte offen, wie er zu seinem Paradiese gekommen war.

Frau Birkenfeld schlug die Hände zusammen und schrie laut auf vor Überraschung. »Der verrückte Mensch! Welch eine Undankbarkeit! Welche Bosheit! Welcher Unsinn! Die Leute sagen mir nach, ich sei eine verrückte Person, aber so schlimm bin ich doch nicht! Nach dem Tode noch spucken seine Torheiten umher! Lieber Herr, der verstorbene Morbach — Gott hab ihn selig! — war mein Bruder! Was wusste ich von seinem Testament, von seinen persönlichen

Beziehungen? Erst nach seinem Tode kam ich hierher, um bei seiner Tochter, meiner Nichte zu leben. Sie schlug es mir vor, da sie allein steht, und der Lebrecht auf Reisen ist. Also bei Ihnen, in Ihrem Hause ist der Lebrecht recht erzogen worden? Aber, dass auch meine Nichte den Verkehr mit Ihnen gar nicht fortgesetzt hat! Und nun leben wir beiden Frauensleute da in dem Landhause mit dem schönen Park ganz allein, und wissen den Kuckuck, dass Leute, die längst unsere Freunde sein könnten, sich hier zwischen wüstem Geröll bitter abquälen. Trompeter —!«

»Erlauben Sie, verehrte Frau!« unterbrach sie der Rektor lachend, »es geschieht nicht aus bitterer Noth, sondern zu unsrer Erholung, zum Vergnügen!«

»Trompeter! hierher!« fuhr die Dame fort, ihrem verwunderten Diener winkend.

Der Trompeter stieg ohne Umstände über die Hecke, um schneller bei seiner Gebieterin zu sein. Torquato vermerkte dieses Übersteigen übel, und verwies ihn nach der Stelle, wo die Thür sein sollte. Die Dame ging darauf ein. »Unverschämter Virtuos!« rief sie. »Hast Du nicht so viel Verstand, zu wissen, dass man in ein fremdes Besitztum nicht über den Zaun dringen soll? Weißt was Romulus that, als Remus über die Grenze von Rom sprang?«

Der Trompeter wusste es nicht und sah höchst befremdet aus. Aber Torquato wusste es und rief: »Er versetzte ihm Eins, dass er tot dalag!«

»Richtig, mein Junge! Mausestot schlug er ihn und machte ihn für die fernere Entwicklung der Weltgeschichte unmöglich. Du aber, gesetzloser Trompeter, steigst sofort wieder über die Mauer zurück, gehst draußen herum, und kehrst durch die Thür zu mir wieder!«

Der Trompeter, obwohl höchlichst verstimmt über das Ansinnen, so wie über das Lachen des Rektors und seiner Söhne, musste doch dem Befehle seiner Gebieterin nachkommen. »So! Dein Leben sei für diesmal gerettet!« rief sie, als er auf geregelterm Wege wieder zu ihr trat. »Geh zu meiner Nichte —« Das Übrige sagte sie in leiserem Tone, und gleich darauf eilte der Diener fort über den Feldweg, um in der Entfernung der Gärten zu verschwinden.

»Lebt Ihre Frau noch, Herr Rektor?« fuhr die Dame fort. »Und haben Sie sonst Damen in der Familie? Was sagen diese zu Ihren staunenswerten Gartenanlagen?«

Der Rektor gab Auskunft, und erzählte, dass morgen die Einweihung des Paradieses von der Familie gefeiert werden solle.

»Einweihung?« rief der Gast im Rollstuhl. »Das ist wieder originell! Das möchte ich wohl mit erleben. Sie werden natürlich eine so verkehrte alte Person, wie mich, nicht dazu einladen, und ich verdenke Ihnen gar nicht, wenn Ihnen mein Wesen und mein Charakter äußerst verdächtig vorkommen. Trotzdem zweifle ich nicht, dass wir einst sehr gute Freunde sein werden, und darauf hin will ich getrost sündigen — nämlich vorerst durch Zudringlichkeit. Ich melde mich auf morgen mit meiner Nichte — sie wird mitkommen, denke ich — zu Ihrem Einweihungsfeste an.«

Der Wirt des Paradieses begann einen Satz worin die Worte »große Freude« und »angenehme Aussicht« in etwas verlegener Umgebung standen, die Dame aber unterbrach ihn lachend:

»Machen Sie mir nichts weiß! Die Freude kann nicht so groß sein, dass eine zudringliche Person Ihren Familienkreis stören will, und ich denke mir, und gewiss mit Recht, dass Sie mich für ein grässliches altes Weib halten —«

»Aber — ich bitte —!« Der Rektor schien einen solchen Verdacht von sich abwehren zu wollen.

»Lassen Sie das gut sein!« fuhr die Dante fort. »Wie gesagt, ich habe die feste Überzeugung, wir werden einst die besten Freunde werden. Dies verbürgt mir das Abenteuerliche unsrer ersten Begegnung. Zwar gehöre ich zu selten Personen, die eigentlich nicht ausgehen oder ausfahren können, ohne etwas zu erleben. Oft unscheinbare Dinge, die für andere gar kein Erlebnis wären, oft aber Abenteuer, vor welchen Andere sich bekreuzen, oder mich darum beneiden, immer doch Dinge, welche andern Leuten nicht vorkommen. Obgleich mir nun vielerlei Wunderlichkeiten passieren, und ich oft Bekanntschaften in der sonderbarsten Weise mache, gibt es da doch feine Unterschiede, ob etwas ein Erlebnis ist, oder nur eine vorübergehende dumme Geschichte, und ein Instinkt sagt mir voraus, wo ich für die Zukunft etwas zu erwarten habe. Nicht dass ich mich bei Menschen durch den ersten Eindruck bestechen ließe — so unerfahren bin ich auch nicht! Die reizendsten Leutchen die uns mit offenen Armen entgegen kommen, sind meist die infamsten Hallunken! Aber Sie kennen ohne Zweifel das Märchen von der Springwurzel, oder dem Stabe, welcher dem Besitzer selbst anzeigt, wo im Boden verborgene Schätze liegen? So einen Fühlstock habe ich für die Menschen. Hier auf diesem paradiesischen Boden hat er mir ein Zeichen gegeben.«

Der Rektor verneigte sich höflich. »Es sind immer bevorzugte Naturen,« sagte er, »welche etwas zu erleben wissen. Wie nur bedeutende Menschen auch bedeutende Schicksale haben, so werden bei kleinlichen Naturen große Erfahrungen und Schicksale auch kleinlich, oder gehen ohne Erhebung, ohne Bedeutung vorüber. Und doch liegt für den empfänglichen Menschen in den unscheinbarsten Dingen oft so viel Erfahrung, so viel Ausbeutung für die Gestaltung des inneren Lebens!«

»Richtig, mein Herr! Aber meinen Sie nicht auch, dass zum *Erleben* geradezu Talent gehört?«

»Talent? Vielleicht umgekehrt. Es gehört Talent dazu, in den bloßen Ereignissen auch Erlebnisse zu erkennen.«

»Nein, das ist etwas Anderes!« rief die Dame. »Es gibt nicht nur ein Talent, es gibt sogar eitle Produktivität des Erlebens ---«

»Unmöglich! Das Erleben ist etwas Passives, es kann nicht an und für sich produzieren —«

»Zum Kuckuck — lassen Sie mich ausreden! Es gibt Naturen, welche, ganz abgesehen von ihrer Fähigkeit die Erfahrungen zu verwerten, — welche, sage ich, mehr Erlebnisse haben als Andere, ja auf welche sich eine Summe zusammen häuft, welche für das Dasein Tausender ausreichte.«

»Das ist doch keine eigentliche Produktivität des Erlebens, sondern meist nur eine *Folge* von Handlungen, ein Resultat von Verkettungen --«

»Oho, mein Herr! Es gibt Glückskinder und sogenannte Pechvögel. Die ersten haben kein Verdienst, die andern keine Schuld aufzuweisen — wo kann man da von »Resultat« sprechen? Solche Naturen sind eben *ausersehen*, und sind sie bedeutend genug, so kann man sie *geweiht* nennen. Sie mögen angreifen, was sie wollen — das Glückskind kann Dummheiten begehen, selbst eilt scheinbares Unglück wird ihm zum Überraschenden Glücke; der Unglückliche kann das Klügste und Beste tun, es misslingt, und wenn er ein Glück zu erringen wähnt, hat der Teufel bereits seinen Schwanz darauf gelegt, und es wird ein Unglück daraus. Ist hier nicht ein Talent, eine Naturanlage für das Erleben?«

Der Rektor zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf. »Wir kommen damit nicht zu Stande,« sagte er, »selbst wenn ich Ihnen zugebe, dass es solche Naturen gibt. Schließlich liegt doch in der Auffassung, in der Gemütsbeschaffenheit das ganze Rätsel gelöst. Ein Mensch, der immer Unglück zu haben scheint, ist oft gar nicht so unglücklich, als er uns vorkommt. Wie er sein Unglück trägt, darauf kommt es an, und ich kann mir den Fall denken, dass ich einen solchen scheinbaren Unglücksvogel für einen sehr glücklichen Menschen erklären müsste. Aber ich gebe zu, dass Dieser und Jener mehr zu erleben weiß als der Andere, und der Andere mehr *erlebt*, als Dieser und Dieser zu erleben weiß. In großen wie in kleinen Dingen ist doch die Eigentümlichkeit, der Charakter, das Gemüt das Bewegende. Wenn Sie, geschätzte Frau, mehr erleben als Andre —«

»So bin ich eben eine verrückte Person —« unterbrach ihn die Dame — »das wird mir alle Tage gesagt, und so muss ich es mir auch von einem so gescheiten Manne sagen lassen, wie Sie sind! Ich verstehe! Und ich kann in diesem Augenblick nicht einmal mit einem Falle renommieren, der für mich und mein System spräche. Denn mein heutiges Erlebnis, das mich in Ihr Paradies geführt hat, ist die Folge meiner Handlung, meiner Neugierde. Warum ließ ich mich von dem verwünschten Trompeter hierher karren. Können Sie sich nun aber vorstellen, dass ich nicht die geringste Reue über diese Schuld empfinde? — Nein, gar keine! Denn wenn ich meinerseits eine verrückte Person bin, so sind mir gelehrte Männer, die sich auf einem Schutthaufen einen Garten von Tannenreisern anlegen, mindestens — auch noch nicht vorgekommen. Übrigens gefällt es mir unter diesen Männern und in diesem Garten, den Umständen nach, ganz wohl. Mir kommt die Geschichte so abenteuerlich vor, als säße ich hier in einem Roman, wenigstens in der Exposition zu einem Roman. Natürlich ohne Liebe!«

Die letzten Worte wirkten auf den Rektor so, dass er mühsam seine ernste Haltung bewahrte, während Götz, sein Ältester, der wenige Schritte davon auf dem Boden kauern an der Hecke arbeitete — losplatzte und der Sprecherin sein lachendes Gesicht zuwendete.

»Was lachst denn Du? Du Gelbschnabel!« rief sie hinüber. »Du weiß doch hoffentlich noch nichts von Liebe? Oder hast Du schon Romane gelesen, und gefunden, dass die Liebenden doch die Hauptpersonen sind? O Du Erde aufwühlender, romantischer junger Taugenichts! Nein, die heutige Jugend ist doch zu verderbt! — Sagen Sie mir, Herr Rektor,« fuhr sie mit rascher Wendung des Gespräches fort, »halten Sie es denn auch für nötig, dass in Novellen und Romanen die Liebenden immer im Vordergrunde stehen?« »Ich halte das von dem Verfasser, wie von den jungen Leuten für eine abscheuliche Zudringlichkeit, noch abscheulicher als meine eigne!«

Der Rektor, dem das Sonderlingswesen seines Gastes bereits Spaß zu machen anfang, ging

zwischen Ernst und Scherz auf ihre Frage ein. Er wollte das erotische Element weder im Drama, noch in der Novelle als unbedingt notwendig erklären, meinte aber, dass es sich schwer ganz entbehren lassen werde.

»Ja doch!« rief die Dame. »Die Welt ist so voll von Verliebtheit, dass ich mir auch im Roman eine Dosis Liebe gefallen lasse. Aber meist dreht sich das ganze Interesse des albernen Kerls von Novellisten um die Frage, wie er sein zimperliches Ding von weiblicher Himmelseeule mit ihrem dummen Jungen zusammenbringt, oder nicht. Was liegt Einem daran? »Ich habe dies Schmachten und Jammern, dies zu Grunde gehen und Belohnen der Liebe so satt, dass mir die türkische Einrichtung fast besser gefällt. Das junge Volk gehört mit seinen Liebeleien in den Hintergrund, denn meist ist nicht viel daran, weder an ihr, noch all ihm. Es gibt denn doch noch andere Interessen auf der Welt, und genug andere Torheiten und Verrücktheiten, die ihr Recht wollen. Es muss auch Novellen ohne Liebe geben, oder wenigstens solche, wo die Liebepaare mit ihrem langweiligen Geflüchte nicht immer im Vordergrunde spazieren gehen. Überhaupt — ah, Trompeter? Du kommst allein?«

So wendete sie sich zu dem zurückkehrenden Diener, welcher die Meldung brachte, dass das Fräulein Besuch habe, indem er seiner Gebieterin überreichte, was sie bestellt hatte. Es war eilt Körbchen, worin die schönsten Aprikosen, Pflaumen und Birnen zwischen Weinblättern lachten.

»So? Besuch? Oh, schade!« sagte sie. »Herbei meine Retter auf Virtuosenhänden, Götz, Wilhelm und Torquato, herbei meine starken Freunde und Paradiesesarbeiter! Nehmt diese kleine Abschlagszahlung meines Dankes! Lange zu, Torquato! Natürlich, die größte Birne! Nimm sie nur, mein Junge! Herr Rektor, bitte, eine Aprikose!«

»Ei, ei!« rief Herr Willmers. »Der Luxus dringt zu früh in unser bescheidenes Asyl!«

»Luxus? Warum nicht gar! In das Paradies gehört gutes Obst, aber an Ihren dürren Holzapfelzweigen wird im lieben nichts mehr wachsen!«

Der Rektor nahm die verführerische Aprikose, die sie bot, aus ihrer Hand, und begann schmunzelnd: »Wer war es denn, der im Paradiese die verbotene Frucht zuerst darreichte.«

»Bravo! Schändlich! Bravo! Die Schlange! O Sie Abscheulicher! Bin ich die Schlange in Ihrem Paradiese?« So schrie die Dame und wollte sich ausschütten vor Lachen. Zugleich aber hatte sie ein großes Vergnügen daran, wie der Korb sich zu leeren begann, und verneigte sich achtungsvoll vor Götz, der einige Aprikosen für die Mutter in die Tasche steckte. — »Ach, es ist schade, meine Herren,« begann sie wieder, »dass ich Ihrer angenehmen Gesellschaft nun entsagen muss!«

Der Rektor sprach jetzt eine direkte Einladung am morgen Nachmittag aus, und behauptete, seine Frau werde sich sehr freuen —

»Na, wer weiß!« warf die Schlange im Paradiese ein. »Aber kommen werde ich, und meine Nichte mitbringen. Im Ernst, Herr Rektor — denn ich kann manchmal ernst sein — ich bin beschämt über das Testament meines Bruders, und wünschte es gut zu machen. Es ist für Sie vielleicht schlimm, dass Sie meine Gesellschaft nun auch noch mit in den Kauf nehmen müssen — aber glauben Sie mir, ich bin nicht schlimm, wo ich es gut meine, und wir wollen uns schon

vertragen. Ich hoffe Sie und die Ihrigen auch bald bei uns zu sehen. Torquato, mein Jüngelchen, begleitest Du mich bis zu unserm Park, und sei mein Schutz gegen diesen heillosen Trompeter. Du kannst Dir dabei gleich den Weg von hier bis zu unserm Garten merken, wo die guten Birnen wachsen. Auf Wiedersehn denn, Herr Rektor! Adieu, Götz! Adieu, Wilhelm! Trompeter, fahr zu!«

So fuhr sie dahin, begleitet von Torquato, dem die notwendige Kenntnissnahme des Ortes der guten Birnen ungemein einleuchtete, während der Vater mit den andern Söhnen sich beeilte, die Hecke der Ansiedlung zu vollenden. —

Tags darauf, in zeitiger Nachmittagsstunde, waren die vier Arbeiter im Paradiese schon wieder bei gemeinsamer Tätigkeit. Sie hatten heut die Wirte in ihrer neuen Schöpfung zu machen, und es gab in der letzten Stunde noch unvorhergesehene Arbeit. Denn es war ein sehr heißer Tag, und eine Frage Wolfgangs, ob denn auch Schatten in der Ansiedlung aufzutreiben sei, hatte die Entdeckung gebracht, dass man die Aussicht habe, den ganzen Nachmittag in glühendem Sonnenbrand zuzubringen. Freilich, eine Gesellschaft von neun Personen fasste das Sommerhaus nicht. Daher musste in Eile noch ein Zelt improvisiert werden. Vater und Söhne waren mit erfinderischem Sinnen schnell auf das geeignete Material für Dach und Wände verfallen, und unbefangen an's Werk gegangen. Götz und Wilhelm hatten den ganzen Morgen in der Bretterbude genäht, mit Siebenmeilenstichen die Nabel führend, von feuriger Schaffenslust hingenommen, und die unverdrossenen Wirte betrachteten nun auch diese ihre werdende Schöpfung mit harmloser Genugtuung. Die Arbeitsleute in den Gemüsebeeten der Nachbarschaft blickten freilich verwundert herüber. Sie hatten kopfschüttelnd schon öfter die wunderlichen Arbeiten der Männer betrachtet, heut aber erschien ihnen das neue lustige Sommerschloß denn doch zu merkwürdig. Denn was waren es denn für Stoffe, aus welchen man das Zelt geschaffen? Sie wechselten in grünlichen, bläulichen, graulichen Mischfarben, häufig marmoriert durch schwärzliches Geäder. In Kürze, man hatte die alten Fensterrouleaux der Schulklassen vom Boden geholt, welche von Schülerhänden reichlich mit Tintenflecken und Malereien geschmückt waren, um sie noch einmal im hellen Strahle des Tages zu verwerten. So stand das Zelt, mit vier bunten Fähnchen auf den Ecken (der Stoff dazu hatte sich ebenfalls in einer Schachtel auf dem Boden gefunden) und das Werk stimmte trefflich mit seiner ganzen malerischen Umgebung überein. Die Männer waren zufrieden.

Nicht lange darauf kam ein Wagen auf dem Feldwege daher. Torquato und Wilhelm eilten ihm entgegen, während der Rektor sich die Stirn trocknete, und Götz in atemloser Hast noch allerlei zu binden und zu nesteln hatte. — Ja, die Mutter, und die beiden älteren Geschwister kamen wirklich in einer Kutsche angefahren! Wolfgang, weniger geneigt zu Aufopferungen der Bequemlichkeit an heißen Sommertagen, hatte diesen Beitrag für das Fest im Paradiese geliefert, und zugleich die Last der Frauen erleichtert. Denn die Dienstmagd, welche vom Bocke stieg, hob nun Körbe und Pakete aller Art vom Wagen, welche auf eine hier noch ungewöhnliche Bewirtung deuteten. Es sollte nicht nur im Freien Kaffee gekocht, sondern auch der Abendtisch in gewählterer Weise gedeckt werden.

Die Ankommenden wurden auf den Festplatz geführt. Die Mutter und Eugenie stutzten freilich bei dem überraschenden Anblick der alten Schulvorhänge, und rangen einen Augenblick mit ihren Lachmuskeln, doch stieß sie einander nur verständnisvoll an und sprachen heiter ihre Bewunderung aus. Ja sogar Wolfgang, obgleich er die Schöpfung unsagbar scheußlich und

lächerlich fand, machte gute Miene, und schenkte seine, wenn auch sehr ironische, Anerkennung. Nur an der Dienstmagd Friederike scheiterte die Würde der Empfangsfeier. Sie wollte sich überschlagen vor Lachen, dass das ein Garten sein solle, und dass man hierher lustwandle und fahre, um zu kochen und zu speisen. Sie hatte es daher stark mit Torkelchen zu tun, der sich ihren Spott und ihre Nichtachtung durchaus nicht gefallen lassen wollte. Hatte sie doch die Rücksichtslosigkeit, da das Feuer auf dem neuen Kochherde durchaus nicht brennen wollte, eine Hand voll Kiefernzweige von der schönen Hecke zu reißen, um der Flamme dadurch aufzuhelfen! Er blieb in fortgesetztem Kriege mit Friederiken, deren verhärtetem Gemüte nichts heilig war, deren höhnisches Lachen ihn im Innersten empörte.

Bald schimmerte ein helles Gewand über das Feld. »Unsere Gäste kommen!« rief der Rektor, und sein jüngster Sohn lief seiner alten Freundin entgegen. Frau Birkenfeld und ihre Nichte betraten das Paradies. Die Begrüßung war auf beiden Seiten ungezwungen, fast herzlich, man schien stillschweigend übereingekommen, auf diesem Terrain weder sich zu verwundern, noch sich zu entschuldigen. Die heitre Miene sagte, dass man einander verstand. Fräulein Katharina Morbach, eine junge Dame voll glänzender Erscheinung und in gewählter Sommertoilette, ging freundlich auf Eugenie zu, reichte ihr die Hand und begrüßte sie als eine Schulfreundin aus den Kinderzeiten. dass lange Jahre sie dann entfernt von einander gehalten, übergang man. Die alte Freundschaft war unter Scherz und Lachen bald erneuert. Auch Wolfgang kannte Katharina Morbach aus Wintergesellschaften her, er war ihr, einer fleißigen Besucherin des Museums, auch in der Bildergalerie oft begegnet. Doch begrüßten beide sich ziemlich kühl und förmlich.

»Nehmen Sie mir's nicht übel, liebe Frau,« begann die alte Dame zur Wirtin, »dass ich so unverschämt bin, eine Kleinigkeit zum Pickenick zu bringen. «Ich weiß, meine klassischen jungen Freunde lieben dergleichen.« Damit deckte sie einen Korb, wiederum voll der schönsten Früchte, ab, über deren reichliche Fülle dem jüngsten ihrer klassischen Freunde das Herz lachte.

»Eine gütige Fee!« sagte der Rektor.

»Ja wohl,- Fee — Fee Grobiane!« rief die Tante. »Gestern war ich Schlange im Paradiese, heute Fee? Wer weiß, ob ich morgen nicht für den leibhaftigen Satan gelte! — Übrigens habe ich heut Beine, und kann ein wenig spazieren.« Damit erhob sie sich aus dem Rollstuhl, und nahm den Arm des Rektors, um nach dem Zelle zu hinken. Wilhelm trug ihr ein Fußkissen, und einen Shawl nach, sie dankte ihren »lieben Courmachern,« und forderte ihre Lustigkeit heraus, wo sie konnte. Sie sprach ihre Anerkennung über das schöne Zelt ans, und wusste sich eine dauernde Stätte im Herzen der Jugend zu gründen. Nur auf Wolfgang warf sie nicht ganz günstige Blicke. Der ironische Zug in dem Gesicht des jungen Mannes missfiel ihr, sie hielt ihn für versteckt, hochmütig, eitel, und war bereits entschlossen, ihm gelegentlich ihre Meinung derb um den Kopf fliegen zu lassen. Die Ablehnung schien gegenseitig. Denn auch Wolfgang dachte sich von dieser Person nicht imponieren zu lassen, von der er bereits gehört hatte, dass die meisten Leute sich vor ihr fürchteten.

Hier jedoch machte sich die Fee Grobiane durchaus nicht furchtbar, sondern ließ guten Humor walten. Man nahm den Kaffee im Zelle, der Trompeter musste bei der Bedienung helfen, Friederike wusste sich auf angenehmen Fuß mit ihm zu stellen, und so war man in der lustigsten Stimmung. Bald nahmen die älteren Damen ihr Strickzeug, die Mädchen ihre kleinen Stickereien zur Hand, die Männer (d. h. der Vater und Wolfgang) zündeten ihre Zigarren an, und man hatte

nun einen langen schönen Nachmittag in der schwellenden Glut der Hundstage, zwischen Kohl- und Rübenfeldern vor sich. Diese Betrachtung schien sich auf Wolfgangs Gesicht auszusprechen. Allein an ein Stocken der Unterhaltung war nicht zu denken, wo der Rektor Willmers sich in der Gesellschaft befand, der immer eine Anregung zu bringen wusste. Katharinas anmutiges, und bei aller Weltbildung und Eleganz, doch weiblich anziehendes Wesen gefiel ihm, und so suchte er sie aus sich hervor zu locken. Die junge Dante sprach zu ihm mit aller Unbefangenheit. Man kam auf einige neue Kunsterwerbungen des Museums, und von da auf besondere Geschmacksrichtungen. Katharina hatte ihre Lieblinge unter den Bildern, und erklärte ungescheut, dass es ihr gleich sei, ob diese zu den Meisterwerken gehörten, oder von geringerem Werte wären.

Das wollte Wolfgang durchaus nicht gelten lassen. »Das Untergeordnete darf man nicht schätzen!« rief er. »Man soll über seine Sinne und über sein Urteil wachen, und sich nicht durch flüchtigen Reiz bestechen lassen. Jenes leidige gelten lassen, und Hasten an dem Kleinen, wenn das Große und Erhabene sich sichtbar daneben stellt, ist verderblich, ist ein Unrecht gegen die Kunst, die eine volle Hingebung beansprucht.«

»Man stellt doch in Museen das minder Große neben das Beste —« entgegnete Katharina — »also gibt man dem Auge ein Recht, darauf zu haften. Und wenn ich neben dem Meisterwerk, das mich ergreift, auch an dem kleinen noch etwas finde, was mich fesselt, warum soll ich mich dagegen verschließen? Ich habe nicht das Auge des Gelehrten, oder des Künstlers, ich sehe mit denen des Laien, der sich seinen Geschmack und seine Liebhabereien nicht nehmen lässt.«

»Das ist das Schlimmste, was man aussprechen kann!« eiferte Wolfgang. »Liebhabereien, sogenannte Steckenpferde, verderben den Geschmack, vernichten das Urteil, führen zur Absurdität. Man soll das Gute und Schöne entweder zu schaffen, oder zu fördern, oder zu erkennen suchen. Wer es erkennt, wie kann der sich auf Seitenwege schleichen, und das Unbedeutende für sich in der Stille zu hegen?«

»Es ist nicht jeder fähig,« meinte Katharina, »und nicht jeder berufen, das Bedeutende immer in seiner Alleinmacht zu fühlen, und es ist nicht Alles unbedeutend, was eine rigoristische Anschauung auf Seitenwege wirft.«

»Recht so!« dachte die Tante und sah den Rigoristen stramm an.

»Unsereins ist auch gar nicht in der Lage,« fiel Eugenie ein, »ein strenges Studium aus den Kunstwerken zu machen. Das ist Seine Sache, uns lass die Freude daran, wo wir sie finden, wenn sie nur auf dem Gebiete des Guten bleibt. Und das ist immer noch groß genug.«

Katharina, froh, dass sie Unterstützung gefunden, fuhr fort: »Was sollte denn überhaupt aus der Kunst werden, wenn man überall und immer nur auf das Höchste warten wollte? »Ist man in der Wissenschaft nicht auch zufrieden, wenn es nur Schritt für Schritt vorwärts geht? Die unvermeßlichen Entdeckungen und Erfolge sind oft gar nicht so interessant, als der Weg dahin, mit alle seinen Stationen. Und im Leben ist es auch nicht anders. Man fühlt nicht immer die höchste Genugtuung des Daseins, man freut sich auch der bescheidenen Stunde, wenn sie uns glücklich macht, und fragt nicht viel, ob sie auch auf der höchsten Region des Bildungsbewußtseins stehe.«

Eugenie fiel ein: »Und Dein Eifern gegen Liebhabereien mag ich nun gar nicht teilen. Wer hat mehr künstlerische und wissenschaftliche Steckenpferde gehabt, als Göthe? Und doch hat er das Höchste geleistet, und Du kannst nicht behaupten, dass sein Geschmack oder sein Urteil dadurch verdorben worden wären.«

Wolfgang, der den Sturm der jungen Damen mit überlegenem Lächeln hatte ankommen lassen, entgegnete: »Du konntest kein besseres Beispiel für meine Behauptung wählen. Grade Göthe hat durch seilte Zersplitterung in unzählige Liebhabereien sich in seinen bedeutendsten Werken beeinträchtigt, und in jenen nichts geleistet, was der Rede wert wäre.«

Der Rektor wiegte das Haupt, und hatte viel zu entgegnen, doch wollte er die Debatte der jungen Leute nicht unterbrechen, denn es interessierte ihn zu beobachten, wie und wo man damit anfangen werde.

»Es ist wahr,« fuhr Wolfgang fort, »die Natur, die in all ihrem Hervorbringen verschwenderisch ist, verleiht auch dem Menschen eine Menge Kräfte und Neigungen, die er nicht gebrauchen kann, ja, die er, wenn er es könnte, nicht gebrauchen soll. Wir haben Talente zu allerlei. Wollten wir sie alle ausnutzen, und verwerten, so würden wir die festen Gesichtspunkte darüber verlieren, welche die strenge Regel unsers Lebens bilden müssen. Jene harmonische Ausbildung aller unsrer Fähigkeiten zur Einheit des schönen Menschen, wie sie jener große Dichter erstrebte und I erreichte, um im Genuss der Bildung und der schönen Persönlichkeit aufzugehen, gestattet unsere Zeit nicht mehr. Wir haben größere und bestimmtere Aufgaben, in welchen wir selbst nicht mehr unser Endzweck sind, sondern die Entwicklung und Betätigung der Gedanken unserer Zeit.«

»Und was wird aus all den Kräften und Neigungen« — warf Katharina ein — »wenn wir sie nicht gebrauchen können und sollen? Sind sie uns für nichts gegeben? Dürfen wir nicht mehr zeichnen, singen, musizieren, wenn die Natur uns die Befähigung dazu gegeben? Wozu gibt die Natur so verschwenderisch, wie Sie sagen? Gibt denn die Natur überhaupt irgendetwas zweifellos und ziellos?«

»Die Kräfte werden freilich fortwährend entwickelt,« sagte Wolfgang, »ihren Bedarf oder Verbrauch aber bestimmen die Verhältnisse, und in umfassenderem Sinne die Geschichte. Das vorige Jahrhundert kannte als höchstes Ziel nur die Bildung des Einzelnen, da durfte dann keine Kraft, Neigung und Liebhaberei unverwerthet bleiben. Unsrer Zeit verlangt von dem Einzelnen nur *eine* Kraft, diejenige, welche für die Fortentwicklung der Menschheit etwas nützen kann. Alle übrigen Fähigkeiten und Neigungen müssen als nutzlose Blüten abfallen, damit die eine, oder die wenigen Berufenen Früchte tragen können.«

»Nun dann lass nur gleich die ganze Kunst als nutzlose Blüthe mit abfallen!« rief Eugenie.
»Denn der Fortschritt, voll dem ich immer höre, will ja damit wenig zu tun haben!«

»Es wäre vielleicht kein so großer Schade, wenn Du die moderne Kunst meinst« — entgegnete Wolfgang. »Denn da sie keinen Stil und Zeitcharakter hat, ist sie theils Moment der Entwicklung, sondern bezeichnet nur den Stillstand.

»Und Du selbst inmitten Deines Kunstgebietes« — fragte die Schwester — »wie stellst Du Dir Deine Aufgabe?«

»Die Wissenschaft ist nicht die Kunst. Jene entwickelt sich und schreitet fort, selbst wenn sie nur unzulängliche Erscheinungen auf ihrem Gebiet vorfände.«

»Ich lasse es aber nicht gelten,« warf Katharina ein, »weder dass die Kunst keinen Styl und Charakter mehr habe, noch dass man sie in ihrem jetzigen Standpunkt entbehren könne. Wird einmal, wie Sie sagen, die Kraft, das Talent dazu voll der Natur geschaffen, so hat es auch das Recht sich auszusprechen. Sie wollen mit Ihrer Theorie das Leben nüchtern und prosaisch machen!«

»Keineswegs!« rief Wolfgang. »Nur bewusstere Gesichtspunkte verlange ich und eifere gegen die sogenannten Liebhabereien. Denn auf dieser beruht unser ganzes modernes Kunstleben. Man hat keinen Zeitstil, man baut gotisch, romanisch, griechisch wie man eben Lust hat. Man malt realistisch und idealistisch, man schreibt in Prosa und Versen stillos, wiederholt und variiert alle Themata, ohne der Zeitliteratur eile bestimmte Richtung geben zu können. Schwankende Neigungen, aber darf eine Zeit nicht haben, welche bewusst fortschreiten will.«

»Darüber ließe sich viel hin und her streiten!« nahm jetzt der Rektor das Wort. »Man kann in den Begriff des Fortschreitens nicht Alles zugleich einpacken, kann die Kunst, die Literatur, nicht ohne Weiteres vor denselben Wagen spannen, der die politische Zeitbewegung vorwärts zu bringen hat. Will man heutzutage in ihr nicht mehr die bewegliche Innerlichkeit, die sich in »schwankenden Neigungen« ausspricht, sondern eine starke Gesinnung und bewusste zeitgemäße Gesichtspunkte, so ist noch sehr die Frage, ob man damit weit kommen wird, wenn man das allein betont. Wie es Pedanten des Alten gibt, so hat auch der Fortschritt seine Philister, welche großtun mit ihrem Hinweis auf eine bestimmte Bahn, die die verschiedenen Richtungen nehmen müssen. Obgleich ich selbst ein Schulmeister bin, sage ich, man soll seine Zeit nicht schulmeistern, weder die Zeit, noch die Kunst, noch sonst eitle Ausdrucksform des Menschlichen, sondern soll ihm die Freiheit der Entwicklung lassen. Das Schöne ist nicht schön, damit es in Dienstbarkeit von irgendetwas treten solle, sondern um seiner selbst willen. Will man das rein Menschliche zu Gunsten anderer Gesichtspunkte aus der Kunst verschwinden lassen, was wird dann aus der Poesie, aus der Kunst überhaupt? Es ist damit nicht gesagt, dass bewusste Zeitstimmungen sich nicht auch tendenziös aussprechen sollen. Sie haben volles Recht dazu, allein im großen Ganzen sind sie dann auch nur Richtungen, über welche, nachdem sie sich ausgesprochen und gewirkt haben, das geistige Leben auch im Gebiete des Schönen auf seinem eignen Wege dahin geht. Lang aber wäre es Deinem Eifer gegen Liebhabereien zu widerlegen — obgleich er überall zu widerlegen ist. Wie viel Sammlungen, die nur von Liebhabereien ausgingen, wie viel geistige Kraft, die verborgen und liebevoll sich an das Einzelne hingab, und

scheinbar nur für ihre eignen Neigungen arbeitete, ist der Kunst und der Wissenschaft zu Gute gekommen, und hat somit für die Entwicklung der Menschheit gewirkt!«

»Es ist doch merkwürdig,« begann Tante Birkenfeld plötzlich, welche das innerste Bedürfnis fühlte, sich laut zu wundern; »es ist doch merkwürdig, dass wir hier auf freiem Felde, zwischen Kohlrüben und Salat sitzend, so gelehrte Gespräche führen!« Das Bewusstsein dieser neuen und dabei ihr sehr zusagenden Situation war für sie so überraschend, dass sie ihr Strickzeug in den Schoß sinken ließ, und ihre Augen erstaunt im Kreise wandern ließ.

Wolfgang lachte laut auf. »Seht richtig!« ,rief er. »Auch das beruht auf Liebhaberei! Wir haben die Liebhaberei der Unbequemlichkeit und Unzweckmäßigkeit, und möglicherweise sind wir um den Beweis gar nicht verlegen, dass auch diese Neigung sich für die Entwicklung der Menschheit verwerten lässt!«

Die alte Dante sah ihn mit einem strafenden Blicke an. Der Rektor aber, diesen Seitenhieb seines Sohnes auf sich beruhen lassend, wendete sich lächelnd zu Frau Birkenfeld: »Sind unsere vier Wände, mit dem was der Zufall in ihnen gesammelt hat, immer eine edlere Umgebung für den Austausch unserer Gedanken? Nicht in hochgebauten goldenen Hallen werden stets die besten Dinge gesagt. Dichter lieben es, geistreiche Gespräche auch in gewählter Umgebung vorzuführen -- werden diese Gespräche dadurch erhöht? Ist nicht der Reiz des Gegensatzes an sich schon anziehend? Das Leben ist reich genug an solchen Gegensätzen, und wenn wir nicht undankbar sein wollen gegen das, was das Leben uns bietet, werden uns solche scheinbare Widersprüche eher erfreuen als verletzen. Man kann sich auch die Prosa des Lebens poetisch machen, es kommt auf unsere Willfährigkeit und Bildsamkeit an. Man hüte sich nur vor dem Gefühl eigener Bedeutung, und überhebe sich nicht, anstatt den Verhältnissen Rechnung zu tragen.«

Dieser kleine Stich hatte etwas Verletzendes für Wolfgang. »Es gibt denn doch Verhältnisse,« rief ! er, »denen Rechnung zu tragen man nicht die Verpflichtung hat. Das Verwerfliche darf man nicht gelten lassen, das Törichte nicht für vernünftig halten. Unsere Bildung gibt uns ein Vorrecht im Leben, gibt uns ein Recht, das Gemäße von unsern Umgebungen zu fordern. Die Bedeutung, die wir uns durch Studium und Wissen erworben haben, ist unser, sie erhebt uns über die alltägliche Prosa mit ihren Torheiten, wir haben die Pflicht abzulehnen, was unser Geschmack und unser Urteil verwirft.«

Die alte Dame hatte ihn stramm angesehen, jetzt begann sie: »Herr Doktor, wenn ich Sonntags das wäre, was Sie sich Wochentags *fühlen*, dann wäre sogar ich was Apartes!«

Wolfgang schien befremdet, die Andern richteten überrascht ihre Blicke auf die Dame. Sie aber fuhr fort: »Ja, ich halte Sie für eitlen recht eitlen und eingebildeten jungen Herrn, und dabei für einen ganz rücksichtslosen Egoisten!« Der Angeredete hatte nicht gewusst, dass die Reden der Dame oft das überraschend Schlagfertige einer Ohrfeige hatten. Sie Wirkung war demgemäß. Hochrot vor Ärger saß Wolfgang da, empört über diese Zurechtweisung in Gegenwart der ganzen Familie und Katharinas. Es war ihm das Unerhörte geschehen. Eine kurze Pause entstand, in welcher der Rektor sich die Nase rieb, und die Ansicht verschwie, dass der verehrungswürdige Gast nicht so ganz unrecht urteile; während die Mutter, erschreckt, das Urteil denn doch zu hart fand, und die jungen Damen ihre Augen krampfhaft aufs die Stickereien

geheftet hielten.

Der junge Mann suchte sich zu fassen. »Ich bin Ihnen — sehr verbunden!« sagte er mit bitterer Betonung.

»Das können Sie auch wirklich sein!« entgegnete die Fee Grobiane gemütlich, indem sie ihre Stricknadeln wieder flott in Bewegung setzte. »Es freut mich, wenn Sie das einsehen. Man soll Jedem dankbar sein, der einem die Wahrheit sagt. Ich weiß zwar, was Sie denken. Sie denken: Das ist ja ein niederträchtiges altes Weib! Aber das thut nichts, und ich nehme es Ihnen nicht übel. Später werden Sie denken, die Frau hat nicht unrecht gehabt. Man sagt mir zwar nach, ich sei eine verrückte Person — vielleicht bin ich es nur darum, weil ich den Leuten meine Ansicht kurzweg ins Gesicht sage, und aus meinem Herzen keine Mördergrube mache. Also nichts für ungut! Ich werde mir noch Öfter das Vergnügen machen, Ihnen meine Beobachtungen auszusprechen.«

Die Situation hätte — trotz aller Gemütlichkeit der Dame — eine peinliche Pause herbeigeführt, wenn nicht Torquato, der sich inzwischen mit dem Trompeter vergnügt hatte, herbei gekommen wäre, mit der Frage, ob denn das Obst nun nicht bald komme? — »Ja wohl, mein Junge!« rief die Tante. »Dieser Ruf der schönen Menschennatur ist berechtigt! Ich habe eine Birne im Korbe, die für Deine Bedürfnisse wie berechnet, und die Dir besonders zudedacht ist.« —

Bald darauf zerstreute sich die Gesellschaft in kleinere Gruppen, um ein wenig auf den Feldwegen zu spazieren, da die Wege des Paradieses keinen genügenden Raum dafür boten. Katharina nahm Eugeniens Arm und führte sie unter heiterem Gespräch die Mohrrübenfelder entlang, während Wolfgang, die Damen vermeidend, mit Götz und Wilhelm in entgegengesetzter Richtung zwischen Kohlpflanzungen dahin ging. Er erzählte, um sich und seine jüngeren Brüder von dem fatalen Eindruck abzubringen, von den neuen Erwerbungen des Museums. Der Rektor und seine Fran blieben aus Rücksicht für die alte Dame zurück, welche, obgleich sie heut »Beine hatte,« doch nicht gut zu Fuße war. Sie lenkte das Gespräch auf Wolfgang, dem sie, trotz ihres Vorwurfs, nicht übel wollte. Und so hörte sie denn von den Eltern, welch ein tüchtiger und strebsamer junger Mann er sei, und was er bei seiner Jugend doch schon geleistet habe. Der Vater gab zwar zu, dass viel von dem, was die Mutter als Verdienst betrachtete, dem guten Glück zu danken sei; dass er bei aller Vortrefflichkeit des Herzens auch die Schroffheit besitze, und etwas von jener Unfehlbarkeit, welche sich in dem Bewusstsein von Glückskindern auszuprägen pflegt. Sie erfuhr, dass Wolfgang von früh auf Talent für verschiedene Künste gezeigt, welche ihn schwankend gehalten, welchem er sich ganz hingeben solle, bis er, nicht ohne entsagende Gewalt gegen sich selbst, die rein künstlerischen Bestrebungen aufgegeben, um der Wissenschaft zu leben. Diese Strenge gegen sich selbst, verbunden zugleich mit einem Gefühl der Entbehrung, ja, dem Bedürfnis nach eigener produktiver Leistung, welches er in sich bekämpfte, habe ihn scharf einseitig gemacht, wobei er, wie der Vater meinte, immer noch gegen sein eigenes Fleisch wüte, denn im Grunde sei es nicht so arg mit seinem künstlerisch-kritischen Rigorismus. Alles in Allem klang aus allen Mittheilungen die Hochachtung und das Lob des jungen Mannes hervor: Wie er ein guter Sohn, ein trefflicher Freund seiner jüngeren Brüder sei, ein Repräsentant der Familie Wilmers, auf welchen sie stolz sei. — »So! so!« dachte Tante Birkenfeld. »Diesen Jüngling wollen wir uns doch näher betrachten, und noch etwas an seine Erziehung zu wenden suchen!« Und sofort entwarf sie ihren pädagogischen Feldzugsplan.

—»Mein gelehrter Freund.« so wendete sie sich zu dem Rektor, »haben Sie die Güte, mich in meinem Rollstuhl, den ich sogleich besteigen werde, zu dem jungen Doktor hinzuschieben, und mich dann mit ihm allein zu lassen. Ich habe ihn vielleicht beleidigt, und will ihm Genugtuung geben. Überdies merke ich der Hausfrau an, dass hier schon wieder gegessen werden soll. Also überlassen wir ihr das Reich.«

Es geschah, wie sie wünschte. »Ich bitte um eine kleine Privataudienz, Herr Doktor!« begann sie zu Wolfgang, während der Vater mit den übrigen Söhnen davonschritt, und die jungen Damen einholte. Bald erscholl von der jungen Gesellschaft heller Chorgesang über das Feld. »So, mein junger Herr,« sagte die alte Dame, »jetzt sind wir unter uns! Daran liegt Ihnen freilich nicht viel, aber das schadet nichts. Nicht wahr, Sie sind der Meinung, ich hätte Ihnen vorhin bitteres Unrecht getan?«

»Vielleicht!« entgegnete Wolfgang hinter ihr, indem er sie vor sich her schob. »Überraschende Strafreden müssen verletzen, zumal in meinen Jahren und im Angesicht eines größeren Kreises, vor Allem in so rücksichtsloser Schärfe ausgesprochen.«

»Es war nur ein wohlverdienter Gegenhieb, mein Lieber, für Ihre eigne Rücksichtslosigkeit. Ich übernahm die Vergeltung, da man Sie durch gelten lassen in der Familie zu sehr verwöhnt hat. Sie eiferten gegen das leidige gelten lassen und erheben doch den Anspruch, dass man Sie mit Ihren Schrofheiten und Schrullen gelten lasse. Ist das konsequent? Sie verlangen Rücksichten, und nehmen selbst keine. Ihr Eifern gegen Liebhabereien und törichte Steckenpferde durfte nicht so weit gehen, Ihres Herrn Vaters paradiesische Schöpfung hier auf dem Felde so bitter und höhnisch anzugreifen. Ich bekenne, dass auch ich diese Anlagen fürchterlich und unbegreiflich fand, und mich noch immer darüber wundere. Aber die Menschen sind nun mal ein sonderbares Geschlecht, und ihre Eigenheiten oft erstaunlich. Bei den besten muss man sich meist durch eine dicke Schale von Unbegreiflichkeiten zu dem guten Kern hindurcharbeiten. Allein wie gräulich ich auch diesen Paradiesesgarten finde, so habe ich mich doch damit versöhnt, denn ich habe durch ihn eine Familie kennen gelernt, wie sie mir noch nicht vorgekommen ist. So kann einem auch der elendeste Ort wert und lieb werden, wenn man wackeren und tüchtigen Menschen dort begegnet. Nun, junger Herr, zu dieser Familie gehören Sie auch. Meine Nichte hat mir gestern Abend gleich viel Gutes von Ihnen erzählt. Sie sind auch befreundet mit unserm Lebrecht?«

Da Wolfgang hinter ihr ging, konnte sie das Erröten, welches sein Gesicht bei den letzten Wendungen überflog, nicht bemerken. »Lebrecht und ich waren einst Schulfreunde« — entgegnete er, und sein Ton war merklich welcher, ja sogar ein wenig befangen, — »und bis zu unserm gemeinsamen Abgang von der Schule war ich öfter auch im Hause seines Vaters.«

»Aha! drum auch!« dachte die würdige Dame kombinierend.

»Später führten die Lebenswege uns auseinander,« fuhr Wolfgang fort. »Ich bezog die Universität, über Lebrecht, als das künftige Haupt seiner großen Fabrik, wurde von seinem Vater anders verfügt. Er musste nach England, dann nach Amerika. Bei seiner Rückkehr war ich auf Reisen, in Italien, und so sahen wir uns lange nicht. Erst nach dem Tode seines Vaters begegneten wir einander wieder. Die Übernahme so großer Geschäfte ließ ihm damals wenig Zeit für mich übrig. Unser Verkehr, obgleich der alten Herzlichkeit eingedenk, war kurz und

flüchtig.«

»Ja, so rennt man um einander herum, und endlich nur einmal über den Weg!« sagte Frau Birkenfeld. »Ich selbst kenne den Lebrecht fast gar nicht, habe ihn nur einmal als kleinen Jungen gesehen. Ich saß da oben all der Grenze, wo die Füchse sich gute Nacht sagen. Als ich hierher kam, war mein Herr Neffe auf einer großen Geschäftsreise, wiederum nach England, und jetzt wissen wir seit vier Wochen gar nicht, wo er steckt, und wann er sich wieder einfinden will. Was ist er denn für eine Art von Mensch? Hat er was gelernt? Spekulant und kalter Geschäftsstock? Oder vorwiegend reicher Günstling und Dandy? Oder steckt was Tüchtiges in ihm?«

Wolfgang war in der Lage, auszusprechen, dass er von Lebrechts Charakter und Bildung sehr viel halte. Der junge Fabrikherr habe sich durch allerlei Bestrebungen und Interessen, die abseits seines geschäftlichen Weges lägen, geistig zu fördern und über die gewöhnliche Laufbahn zu erheben gewusst, er habe allerhand Pläne geäußert, sein Haus künftig zu einer Wohnung der Kunst und Bildung einzurichten. — »So sehr auch Beruf und Lebensaufgaben unsere Pfade getrennt haben,« schloss Wolfgang, »hoffe ich doch mit dem Schulfreunde das alte Verhältnis einst ungetrübt fortsetzen zu können.«

Diese Darstellung nahm die Tante sehr ein, sowohl für den Neffen, wie für seinen Freund. »Rechten ließe sich doch mit Ihnen, Herr Doktor, dass Sie sich niemals in Lebrechts Familie haben wieder sehen lassen!«

Wolfgang schwieg. Die Dame aber fuhr fort: »Mein Bruder war freilich ein eigner Mann, und nicht zu Einladungen gestimmt. So hat auch meine Nichte ihre ersten Mädchenjahre ziemlich einsam und ohne viele Beziehungen verlebt. Aber das soll nun anders werden. Wir wollen Gesellschaft haben. Auch Sie werden uns besuchen. Ja so! — Sie sind ja ein Feind des Dilenantenthums! Meine Nichte singt, spielt und zeichnet — na, da werden Sie wohl bald wieder davon laufen!«

»O! — « rief Wolfgang begütigend, und suchte nach einer Wendung, sich zu entschuldigen. »O! — ich bin weder so kritisch — noch so anmaßend, als Sie glauben!«

Die alte Dame lachte sich in' Fäustchen, ihn so klein begeben zu hören, während er, leicht errötend, sie vor sich her schob. Die Unterhaltung wurde nun ganz heiter, Wolfgang schien alle Beleidigung vergessen zu haben, und in recht kordialer Stimmung kamen sie bei der singenden Gesellschaft an. Götz erbat sich die Erlaubnis, den Bruder am Rollstuhl der Dame abzulösen, die ihm gern gegeben wurde.

Wolfgang und Katharina gingen darauf neben einander. Nach einer Pause begann er: »Sie haben heut ein Urteil Ihrer Tante über meinen Charakter gehört, mein Fräulein. Sind Sie damit einverstanden?«

Katharina erhob ihre klaren Augen zu ihm und sagte, nicht ohne Schalkheit: »Meine Tante hat durch ihre Jahre und Lebenserfahrung den Vorteil einer schnelleren Erkenntnis der Menschen für sich, den ich entbehre.«

»Aber Sie trauen dein Urtheil Ihrer Tante?«

»Wenn ich Achtung davor habe, so schließt das nicht aus, dass ich mir meine Weise des Urteilens vorbehalte.«

»Ich wäre doch sehr begierig zu hören — «

»O nicht doch!« lachte Katharina. »Ich in meiner Unkenntnis der Menschen, brauche längere Zeit zur Prüfung.«

Ihre Tante hat die Güte gehabt, mich in Ihr Haus einzuladen. Geben auch Sie mir die Erlaubnis?«

Katharina verneigte sich. »Was soll ich machen? In früheren Jahren, wenn Sie Sonntags mit Lebrecht kamen, durfte die kleine Käthe zuweilen mitspielen, obgleich es wild genug herging. Später hatte unser Haus keinen Reiz mehr für Sie. Eingeladen würde ich Sie niemals haben, Herr Doktor!«

Wolfgang schien verlegen. »Ich werde mich recht sehr zusammen nehmen,« begann er, »damit Ihre Prüfung meines Charakters günstiger ausfalle.«

»Damit würden Sie ihn ja nur verhüllen. Wie soll ich prüfen, was mir verborgen wird?«

»So sprechen Sie also die Überzeugung aus, dass ich eitel und anmaßend sei?«

Katharina lachte. »Ich habe nichts gesagt, und stelle nicht die Absicht, heut scholl etwas darüber zu sagen.«

»Was lacht Ihr und amüsiert Euch?« rief Eugenie herbeispringend. »Bitte, was gab es?«

»Ihr Herr Bruder kann es nicht erwarten.« entgegnete Katharina heiter, »dass ich das Urteil meiner Tante über ihn unterschreibe!«

»Zu Tische! zu Tische!« so gellte jetzt Torquato's Heroldsruf über die Felder. Und dann zu seinem Bruder gewendet, flüsterte der hoffnungsvolle Knabe: »Wilhelm! Süße Speise mit Himbeersaft!« Die Gruppen sammelten sich wieder im Paradiese. Man war sehr heiter, trennte sich spät, und versprach baldigen Gegenbesuch im Morbachschen Landhause. —

Von diesem Tage an sahen sich die Familien Willmers und Morbach fast täglich, denn das Gefallen war gegenseitig. Der Reiter und die Seinen hatten einen Nachmittag und Abend in dem schönen Morbachschen Landhause und Park verlebt. Torquato begab sich gern schon des Morgens dahin, um von der Tante über Tische zurückbehalten zu werden, doch blieben die allgemeinen Zusammenkünfte vorwiegend im Paradiese. Wolfgang versäumte keinen Nachmittag, erhielt und nahm von der Tante manchen tapferen Ausputzer hin, ohne sich sonderlich verletzt zu fühlen. Oft war er seiner Schwester in Gesellschaft Katharina's schon morgens im Museum begegnet. Denn Katharina holte ihre Freundin häufig im Wagen zu gemeinsamen Kunststudien ab. Der Wagen begann überhaupt zwischen der Wohnung des Rektors und dem Paradiese eine Rolle zu spielen, sehr zur Bequemlichkeit der wackeren Hausfrau. Diese saß denn regelmäßig mit Tante Birkenfeld in dem Gehege von Tannenzweigen, meist in oder neben dem Sommerhause, während die jungen Damen für ihre Privatgespräche sich

häufig ein anderes Plätzchen aussuchten, welches Götz und Wilhelm ihnen hergerichtet hatten.

Mit diesen beiden Jünglingen und dem jüngsten der Brüder stand nun die Tante auf dem intimsten Fuße. Sie hatte ihre Freude dran, den jugendlichen Übermut, die Keckheit, sogar die Unart ihrer Freunde herauszufordern, so dass diese, da sie etwas wagen durften, sich auch ungezwungen gegen sie gehen ließen. Trieben sie es dann etwas zu stark, so wollte sie sich ausschütten vor Lachen und schrie einmal über das andere: »Nein, diese Willmersschen Jungen sind doch grässlich ungezogenes Gelichter!« — Die Mutter wurde zuweilen unruhig, fühlte sich durch den Vorwurf schlechter Erziehung getroffen und tadelte ihre Söhne. Dann begütigte die Tante: »Ruhig, Frauchen! Ich selbst bin dran schuld. Die Burschen sind gut und brav erzogen. Was sich neckt, das liebt sich, und ich bin einmal in Ihre junge Mannschaft wie vernarrt.«

Aber was war nur mit dem Rektor vorgegangen, dass er die Frauen häufig so lange auf seine Gesellschaft warten ließ? »Wo bleibt denn heut wieder mein gelehrter Freund?« fragte Frau Birkenfeld oft, während die Hausfrau mit einem leisen Seufzer nach dem Feldwege blickte, auf welchem er kommen sollte. Er kam wohl, aber nicht mehr so harmlos vergnügt wie sonst.

Er hatte seine Arbeiten im Paradiese eingestellt. Zwar die Söhne, Götz und Wilhelm, zogen jeden Morgen — ihr Butterbrot in der Tasche, ihre Bücher unter dem Arm — nach dem »Garten,« um daselbst an ihren Ferienarbeiten tätig zu sein. Zur Erholung gaben sie sich dann eifrig daran, die Gartenanlagen zu erweitern. Der Boden wurde in Felder abgesteckt, und Wege zum Lustwandeln angelegt. Die Felder erhielten eine Einfassung durch Bruchstücke von alten Ziegelsteinen und kleinen Tannenreisern, und künstliche Figuren von Linien und Sternen, aus lauter Gerätschaften, die man im Schutt gefunden, gaben Kunde von der immer tätigen Phantasie und kindlich zufriedenen Geschmacksrichtung der jungen Künstler. Die Anlage, aus der Vogelperspektive gesehen, musste jetzt den Eindruck einer unregelmäßigen Marzipantorte machen. Wenn aber die Söhne dem Vater das immer neue Wachsen ihrer Schöpfung zeigten, hatte er nur noch ein Lächeln und Kopfschütteln. Was er selbst mit ganzem Herzen begonnen, erschien ihm jetzt kindisch, abgeschmackt, er schämte sich, und begriff nicht, wie er sich mit solchen Spielereien habe befassen können! So überblicken wir oft unsere Werke! Mit Freude begonnen, mit holder Genugtuung fortgeführt und zum Abschluss gebracht, überkommt uns, im Vergleich mit Vollendetem, plötzlich Beschämung über uns selbst. Wir sind fertig mit der Verirrung oder dem Spiel unserer Phantasie, und stehen befremdet, wenn wir sehen, wie Andere unsern Spuren folgen, um den Irrtum zu erweitern und auszubauen. Ja, wenn es nur auch immer eine so harmlose Schule des Irrtums wäre, die wir gegründet oder verschuldet!

Der erste Besuch im Morbachschen Garten, mit seiner Blumenpracht und seinen schattigen Baumgängen, hatte dem Rektor Willmers die Freude an der eigenen Schöpfung verdorben. Gleichwohl hatte er diese niemals überschätzt, er wusste, was er trieb, allein er war an jenem Einweihungstage zu einem Abschluss gelangt, und nun zog ihn die Kulturarbeit in der Paradieseswüste nicht länger an. Selbst in der Hoffnung seine gelehrte Ferienarbeit hier zu fördern, sah er sich getäuscht. Nur einmal war er mit den Söhnen, die Bücher gleich ihnen unter dem Arm, hinausgewandert, allein es fand sich, dass hier eigentlich Alles fehlte, was er brauchte. Jetzt war der Aeschylus nicht zur Hand, in dem er rasch eine Stelle nachschlagen wollte; jetzt fehlte zur Vergleichung nur weniger Worte der Pausanias; wie war doch die Wendung im Hesiod? — und dann, in der Odyssee waren ja auch Beispiele — über den ganzen Mythos, mit dem er sich beschäftigte, gingen ihm plötzlich ganz neue Gesichtspunkte auf. Und nun saß er

ohne alles Material in einer Bretterbude auf freiem Felde, und ärgerte sich dazu über eine zudringliche Wespe, welche angelockt durch das Butterbrot auf dem Tische, ihm unablässig um die Nase summt. Das ging doch nicht länger! Seine gelehrte Arbeit konnte er allein zu Hause machen, so viel stand fest, und so versenkte er sich daheim in seine Studien und überließ das Paradies seiner Familie. Es war ein merkwürdiger Umschwung vor sich gegangen. Er selbst hatte nicht nur keine Freude mehr daran, er fand es sogar oft recht unbequem, grade *diesen* hässlichen Spaziergang, und nicht einen hübscheren machen zu sollen; während seinem Sohne Wolfgang das Paradies, welches er einst so arg verspottet, jetzt sehr angenehm und unterhaltend erschien und sogar die Hausfrau Gesichtspunkte fand, unter welchen der Aufenthalt im »Garten« wirklich ersprießlich sein konnte.

Gleichwohl machte der guten Frau die veränderte Stimmung des Mannes einige Sorgen. Sie merkte, dass seine gelehrte Arbeit nicht nach Wunsche fördern wollte, da der Plan dazu sich unter der Feder umfassender gestaltet habe, und neue Vorstudien verlange. Sie brachte leise den Reiseplan des Gatten wieder in Anregung. Noch war es Zeit, das Reisegeld zwar angegriffen, allein für eine gemäßigte Ausdehnung noch ausreichend. Der Rektor wollte nichts davon wissen. Die gelehrte Arbeit stand noch vor seinem Geiste, die Vorstudien konnten während der Ferien noch erledigt werden.

So verging die Hälfte der Ferientage. Frau Willmers teilte der alten Freundin ihre Sorge mit, und beide Frauen sannen und ratschlugen, wie sie dem Manne auch die gelehrte Arbeit verleiden und ihn noch zur Erholung ins Weite schicken könnten. Auch sprach Frau Birkenfeld häufig über einen Verkauf des Paradieses, und wollte nicht daran glauben, dass sich kein Käufer dafür finden werde.

Es war unter der schönen Veranda des Morbachschen Hauses, als die Frauen auch wieder ihr Gespräch über einen möglichen Verkauf hin und wieder gehen ließen. Die Familie Willmers hatte sich bereitwillig finden lassen, schon zum Kaffee zu erscheinen, der Rektor wollte zum Abend nachkommen. Die Jugend war im Gartensaal am Flügel, und Gesänge, Duos und Gelächter scholl durch die geöffneten Türen. Denn wenn sich Katharina auch anfangs geweigert hatte, vor Wolfgang's Ohren ihre »Dilettantenstimme« hören zu lassen, so war man darüber längst hinaus.

Wolfgang ließ es sich nicht nur gefallen, er bat, er flehte darum, er begleitete dann ihren Gesang und die Duos der jungen Damen, er sang endlich auch, er war völlig zum Renegaten seines Rigorismus geworden.

»Hören Sie nur, Frauchen!« begann die Tante. »Jetzt singt Ihr junger Doktor mit meiner Käthe! Es klingt gut zusammen. Ich denke, Sie und ich brauchen nichts hinzu zu tun, damit die beiden einmal — was ist, Trompeter?«

So unterbrach sie sich, zu ihrem Diener gewendet, dem sie ein für allemal diesen Namen gegeben hatte, während Frau Willmers lächelnd ihre Augen nach der andern Seite schweifen ließ. — Der Justizrat Schlickmann sei da, entgegnete der Trompeter, und wünsche die Frau Birkenfeld zu sprechen. — »Der ist da?« rief die alte Dame. »Verzeihen Sie, Frauchen, mit dem habe ich eine Privatsache zu besprechen. In mein Zimmer, Trompeter!«

Da sie im Hause meist genügend »Beine hatte,« um sich selbständig zu bewegen, begab sie sich in ihre Gemächer, während Frau Willmers sich zu der musizierenden Jugend gesellte. Im Gartensaal ging eben zwischen Katharina und Eugenie das Briefduett aus dem Figaro in Scene, begleitet von Wolfgang, und darauf sang dieser als Graf Almaviva mit Käthe als Susanna »so lang hab ich geschmachtet.« Die Mutter hatte ihren Sohn im Leben nicht so heiter und angeregt gesehen, lächelte vergnügt, und strickte allerlei hübsche Gedanken in ihre Maschen hinein.

Das dauerte wohl eine halbe Stunde. Während dem hatte Frau Birkenfeld ihre Konferenz mit dem Justizrat. Sie begleitete ihn bis an die Thür, wo sie ihm einen bedeutsamen Wink gab, und ihn verabschiedete. Vor der Tür stand ihr Rollstuhl. Sie rief nach dem Diener. Aber der Trompeter war nicht aufzutreiben »Torkelchen, mein Junge,« sagte sie zu ihrem jüngsten Freunde, der sich da herumtrieb, »Torkelchen, willst Du einmal recht geschickt sein, und mich statt des Trompeter nach dem Paradiese fahren?«

Torquato meinte, es sei ja niemand daselbst anzutreffen. »Das tut nichts, mein Schatz, ich habe notwendig da zu tun. Wenn Du es gut machst, schenke ich Dir etwas sehr Schönes! Schnell, schnell, mein Junge! Mit diesen Worten bestieg sie ihren Rollstuhl, und schien Eile zu haben, unbemerkt davon zu kommen. Torquato war bereit. Er schob sie aus Leibeskräften durch den Park, ja er nahm ihre Mahnung zur Eile so wörtlich, dass er mit ihr in wahre Carriere geriet. Die Dame zwischen Angst und Lachen, bat himmelhoch, die gefährliche Hast zu mäßigen, und sah sich jeden Augenblick schon im Grase liegen. Da tauchte in der Seele Torquato's, der da wusste, dass er sieh etwas erlauben durfte, ein ausgezeichnet ansprechender Plan zu einem Scherze auf. Im Galopp sauste er mit der vor Angst fast schreienden Tante über die Grenze des Parks, noch eine kurze Strecke auf dem Feldwege hin, und dann plötzlich quer in ein großes grünes Mohrrübenfeld hinein. Hier ließ er die Dame stehen, und sprang davon. Als sie zu Atem kam und sich scheltend umsah, fand sie sich allein, hilflos ausgesetzt,« mitten unter herzlosen Gemüsebeeten. Es war eine Situation, noch schlimmer, als jene, da ihr der Trompeter zuerst das Bild der Rose vorgeblasen hatte. Sie rief und zeterte sie klagte zu den Wolken hinauf: Nein, diese Willmersschen Jungen sind doch grässlich ungezogenes Gelichter! Sie lachte dazwischen, denn sie hatte Verständnis für den Humor ihrer unglücklichen Lage, und rief immer wieder vergeblich den Namen ihres treulosen Führers. »Was fang' ich jetzt an?« dachte sie endlich. »Noch dem Paradiese kann ich nicht hinüber. Ich muss abwarten, bis ich den Justizrat drüben erblicke, und ihm ein Zeichen geben, vielleicht bemerkt er's.« Während sie so saß und wartete, machte sie die Beobachtung, dass — die Mohrrüben auf diesem Felde wirklich recht schön ständen!

Nun gibt es eine Parabel von sehr sinnreichem Inhalt. Ein Mann fällt in einen tiefen Brunnen. Aber mitten im Fall weiß er sich an ein wildes Gestrüpp, das da in den Steinfugen wuchert, fest zu halten und bleibt hängen. Unter ihm die Tiefe des Brunnens, aus welchem ein Drache nach ihm empor schnappt, über ihm ein wildes Raubtier, das sich über den Rand des Brunnens bückt, während eine Maus an den Wurzeln des Gestrüppes nagt, und so seinen einzigen Halt zu vernichten droht. In dieser Todesgefahr von allen Seiten erblickt der Mann ein paar saftige Beeren an dem Gesträuch, und folgt auch da noch seinem Gelüst, davon zu naschen. In nicht unähnlicher Lage befand sich die hilflose, der Einsamkeit preisgegebene Tante. Nur dass statt des fehlen Drachen und des Raubtiers Torquato und der Justizrat — auch nicht da waren. Und in dieser Situation überkam sie die Versuchung, die hier sehr schön gedeihenden Mohrrüben zu prüfen. Sie blickte sich nieder, zog und rüttelte an einer Staude — sie musste sich lange daran

abarbeiten, denn die Wurzel saß fest — und zog endlich ein riesiges Prachtexemplar einer gelben Rübe aus dem Boden. Mit Erstaunen betrachtete sie es.

Da gellte ein Pfiff über das Feld. Erschrocken fuhr sie auf. Ein Mann kaut auf sie zugeschritten, war er denn plötzlich aus der Erde gewachsen, dass sie ihn nicht früher bemerkte? Er kam vom Paradiese her, aber der Justizrat konnte es nicht sein. Denn der eilig näher Kommende war jung, schlank und hochgewachsen, der Justizrat ein dicker, behäbiger Herr. Himmel! Jetzt dämmerte es ihr. Es war der Besitzer des Mohrrübenfeldes, welches sie beraubt hattet! Er kam um sie zu pfänden! Welche Schmach! Sie hatte sich bei einem Rübendiebstahl ertappen lassen! Denn anders war die Situation gar nicht zu fassen. Jener Pfiff deutete darauf hin — Torquato konnte doch nicht gepfiffen haben, er war ja nirgends zu sehen! »Ja, ja, der fremde Mann musste der Eigentümer des Rübenfeldes sein, und er kam nun, um sie auszupfänden!

»Mein Herr!« schrie sie ihm in ihrer Gewissensangst entgegen, »Sie werden mir nicht zutrauen, dass ich hier habe Rüben stehlen wollen! Ich bin die Frau Forstmeister Birkenfeld, Schwester des verstorbenen Fabrikherrn Morbach — ich habe nur prüfen wollen —«

»Oho, Madame!« unterbrach sie der Unbekannte, »das sind leere Ausreden! Ich habe Sie bei den Rüben ertappt, und verlange Schadenersatz. Wer weiß, wie viel Rüben Sie auf diese Weise schon bei Seite gebracht haben? Ob Sie nicht heimlich einen Handel damit treiben?«

»Gott im Himmel!« rief die Tante. »Ich treibe keinen Rübenhandel, ich sage Ihnen ja, wer ich bin! Wie kann ein so junger Mann einer anständig aussehenden alten Frau dergleichen an den Kopf zusagen? Hören Sie doch nur, wie ich ohne meinen Willen an Ort und Stelle gelangt bin!«

Der Fremde war wirklich nicht nur ein junger Mann, sondern ein sehr eleganter junger Herr mit einem hübschen Schnurbart, und sah eigentlich nicht aus, als bekümmere er sich sonst viel um gestohlene Rüben. Das leuchtete der Tante mittlerweile auch ein, während sie ihm die perfide Art und Weise erzählte, mit der man sie hier ausgesetzt hatte. »Übrigens, mein Herr,« — fuhr sie fort — »haben Sie sich erst als der Eigentümer dieses Feldes zu legitimieren! Trauen Sie mir nicht, so traue ich Ihnen eben so wenig, und spreche Ihnen das Recht ab, Schadenersatz zu verlangen.«

»Das ist kühn, Madame!« rief der Fremde. »Ich bewundere die Entschlossenheit, mit der Sie mir entgegen, während Sie doch einsehen müssen, dass ich Sie ohne Umstände von hier entführen könnte, tun Sie, als meine Beute, durch die Welt zu schleppen!«

»Entführung?« schrie die Dame laut auf. »Das fehlte mir noch! Herr, ich würde einen solchen Mordspektakel machen, dass Ihnen die Entführungslust vergehen sollte! Jetzt aber nehmen Sie Vernunft an, und bringen Sie mich nach Hause. Dort können wir besser unterhandeln als hier. Wer Sie auch sein mögen, so viel Respekt müssen Sie als anständiger Mensch haben, um einer wehrlosen alten Frau zu helfen, selbst wenn Sie sie für schuldig halten. Ohne Umstände, fassen Sie mein Fahrzeug an, dass wir nur aus diesen verwünschten Rüben kommen! Ich werde Ihnen den Weg durch den Park angeben.«

Der Fremde hatte bereits angefasst, wendete den Rollstuhl, und zeigte sich durchaus vertraut mit der Richtung, die er zu nehmen hatte. Weder er noch die Dame bemerkten, wie aus dem Gebüsch am Rande des Parks die Gestalt Torquatos auftauchte, und ihnen mit sehr verblüfftem

Gesicht über die Wendung seines Scherzes, langsam nachfolgte. Der Fremde unterhielt sie sehr höflich, konnte es zu ihrem Ärger aber nicht lassen, fortwährend auf Mohrrüben und Diebstahl anzuspielen.

»Übrigens, mein Herr!« unterbrach sie ihn, »ist es noch sehr die Frage, ob ich nicht ganz in meinem Rechte war, und die Rüben von unserm eignen Grund und Boden genommen habe. Mir fällt ein, dass das Haus Morbach hier herum Besitzungen hat. Ich kenne sie nicht, aber --«

Gespräch und Lachen unterbrachen ihre Rede. Durch einen Seitengang des Parks kam die ganze Gesellschaft aus dem Landhause geschritten, vermehrt durch den Rektor Willmers, der inzwischen erschienen war. Man hatte sich aufgemacht, um die verschwundene Tante zu suchen.

»Lebrecht!« rief Katharina mit heller Freudenstimme, indem sie den Fremden hinter dem Rollstuhl der Tante erblickte, und kam mit offenen Armen auf ihn zugesprungen.

»Lebrecht Morbach!« rief auch Wolfgang. »Wahrhaftig, er ist es!«

»Unser neuer Weltenfahrer, unser verschollener Odysseus Lebrecht Morbach!« rief auch der Rektor, während Eugenie Willmers lächelnd und leise errötend den Ankommenden betrachtete.

Lebrecht umarmte seine Schwester, schüttelte dem Schulfreunde und dem einstigen Erzieher die Hände, wobei es in einem Kreuzfeuer von Fragen ziemlich geräuschvoll herging.

Die Tante saß einen Augenblick mit offenem Munde vor Erstaunen. Dann erhob sie sich und stieg aus ihrem Fahrzeug. »Was?« — begann sie in gedehntem Tone. »Das ist der Lebrecht?« O Du heillosen Schlingel!« Sie versetzte ihm einen Schlag auf die Schulter, und zwar mit jener Mohrrübe, die sie krampfhaft in den Händen festgehalten hatte. Das Abenteuer wurde erzählt und belacht (obgleich es Torquato eine väterliche Ohrfeige eintrug nebst Aussicht auf noch empfindlichere Strafe) und vergnügt kehrte die Gesellschaft nach dem Gartensaal zurück.—

Lebrecht war Mittags von seiner Reise zurückgekehrt, und auf die Nachricht, die er in der Stadt empfing, dass seine Damen eher in dem Garten des Rektor Willmers im Paradiese anzutreffen sein würden, als in ihrem Landhause, hatte er den Weg nach dem Paradiese, und so die staunenswerte Ansiedlung seines Lehrers in Augenschein genommen. Staunenswert genug war ihm die Kunde schon gewesen, wie der Rektor in den Besitz dieses Grundstückes gelangt sei, und so, zwischen Betrübniß, humoristischer Anwendung und guten Vorsätzen, war er von dem heut einsamen Paradiese über Feld nach dem Landhause geschritten. Nun gab es inmitten der Freude des Wiedersehens viel Neckereien mit der Tante, (die er gleich erkannt hatte) Neckereien, die nur um so belustigender waren, als der Tante, welche wirklich ans geheimen Wegen gewesen, immer etwas zu verschweigen übrig blieb. Sie hatte eine Unterredung mit einem Justizrat gehabt, hatte sich dann durch Torquato zum Stelldichein fahren lassen — (wie unsittlich! Ein Kind zu solchen Dingen zu verleiten!) — Das waren sehr gravierende Umstände! Man lachte über ihre Verteidigung, über die Widersprüche, in die sie sich verwickelte, und ging in heiterer Stimmung zu Tische.

Doch blieb Einer heut von der Abendtafel ausgeschlossen, nämlich Torquato. Sein Vater hatte ihm einen Platz außerhalb des Gartensaals angewiesen, als Strafe für seinen verbrecherisch-phantastischen Scherz. Für ein Gemüt, wie das Torquato's, war die Strafe allerdings empfindlich.

Doch schien er sie, wenn nicht stoisch, doch mit einiger Verstocktheit zu tragen. — Tante Birkenfeld war außer sich, dass sie die Ursache seines Fastens sein sollte, und bat vergeblich um Verzeihung für den Sünder. Sie nahm endlich zur Heimlichkeit ihre Zuflucht. Aber der Trompeter, der ihm etwas zustecken sollte, wurde rechtzeitig von dem Vater entdeckt, und zurückgehalten. So saß Torquato draußen, hoffnungslos, butterbrotlos, bratenlos, obstlos, und was das Schlimmste war, vielleicht sogar reuelos und gewissenlos!

Noch an demselben Abend und während der Gesellschaft erzählte der Rektor seiner Frau von einem Briefe, den er Nachmittags erhalten. Ein alter philologischer Genosse und Freund, ebenfalls Rektor in einem Städtchen Thüringens, lud ihn zu einer kleinen pädagogischen Versammlung ein, und bat dringend um den Besuch in seinem Hause. Einige interessante Fragen sollten in Beratung kommen, alte Freundschaften erneuert werden, die schöne thüringische Gegend lud zur angenehmsten Erholung ein. Es war nur ein kleiner Ausflug, aber er versprach genussreich und zugleich lehrreich zu werden. — »Franz!« rief die Hausfrau »Kannst Du noch zögern? Ich nehme an, Du bist schon entschlossen! Du packst heut noch auf, und reisest morgen, nicht wahr?«

»Was gibt es denn da?« fragte Frau Birkenfeld. Die Freundin machte ihr schnell Mittheilung, und rief ihre Hilfe an, den Mann auf den Weg zu bringen. — »Es ist seine Frage mehr, Sie reisen!« rief die Tante. »Aeschylus und Hesiod laufen Ihnen nicht davon, wohl aber die Ferien. Machen Sie, dass Sie fortkommen!«

Der Rektor entschloss sich wirklich, schon morgen zu reisen, sehr zur Freude seiner Frau. Es kostete ihn keinen Kampf mehr, weder sein Paradies, noch seine gelehrten Vorarbeiten zu verlassen.—

Als die Familie sich entfernt hatte, und Lebrecht mit der Schwester und der Tante allein saß, wurde nochmals über das sonderbare Vermächtnis des alten Morbach gesprochen. »Wir können das nicht auf uns sitzen lassen,« begann Lebrecht. »Wenn ich nur wüsste, wie man meinem guten alten Lehrer etwas Besseres dafür bieten könnte!«

»Nun, das findet sich wohl!« meinte die Tante, während Katharina errötete, und sich etwas im Zimmer zu schaffen machte. Man sprach eine Weile von andern Dingen, und freute sich der Aussichten und Pläne künftigen angenehmen Beisammen Lebens.

Dann wiederum begann Lebrecht. »Hätte ich , doch niemals gedacht, dass die kleine Eugenie Willmers ein so anmutiges und hübsches Mädchen werden würde!«

»Meinst Du?« warf die Tante leicht hin.

»Sie scheint auch klug und unterrichtet zu sein. Was sie sagt ist allerliebste verständig und dabei doch kindlich mädchenhaft. Man kann sich's denken — der Vater ist ein gelehrter, geistvoller Mann und bei alledem ein naiv kindliches Gemüt. Die Mutter eine kluge praktische Hausfrau — sie hat, seit ich keine eigne Mutter mehr hatte, manchen kräftigen Ausputzer an meine Erziehung gewendet. Dafür bin ich ihr den Dank noch schuldig. Du bist befreundet mit der Eugenie, liebe Käthe? Du musst ihren Charakter kennen. Ist sie so gut, als sie hübsch ist?«

Katharina lächelte und wollte das Lob ihrer Freundin singen, die Taute aber schnitt ihr das

Wort ab. »Ach was, hübsch! hübsch finde ich das Mädchen nun gar nicht!«

»Was?« rief Lebrecht und trat mit Eifer für Eugeniens Schönheit ein. Das wollte die Tante grade. Ihr Einwurf sollte seine Opposition hervorlocken, und damit gelang es ihr vortrefflich. Inzwischen war er doch vorsichtig genug, nicht zu weit zu gehen, und eigentlich wurmte es ihn nachher ein wenig, dass er überhaupt so weit gegangen als er wirklich gegangen. —

Der Rektor Willmers war also verreist, sein Paradies aber darum nicht durchaus vereinsamt. Denn wenn auch die beiden Familien, die sich fortan fast täglich sahen, es vorzogen, ihre Zusammenkünfte in das benachbarte, unzweifelhaft angenehmere Morbachische Gebiet zu verlegen, so waren doch die jüngeren Söhne des Rektors immer geschäftig im Paradiese, und suchten die Achtung vor dem Familieneigentum zu wahren.

So wenig Katharina und Eugenie die immer wachsende Schöpfung der jungen Künstler mit ihrer eignen Geschmacksrichtung vereinigen konnten, so taten sie ihnen doch den Gefallen einmal aus dem Park herüber zu kommen, und ein besonders schön gelungenes Stück Mosaik zu bewundern. Und einmal an Ort und Stelle, setzten sie sich nieder, und verweilten längere Zeit in ungestörtem Gespräch. Sie waren jetzt Freundinnen, und hatten manche Vertrauenssache schon durchgesprochen. Doch trug jede vor der Freundin ein Geheimnis, welches sich gar zu gern vertrauensvoll verraten hätte und doch nicht recht über die Lippen wollte. Hier nun auf diesem paradiesischen Boden schienen beide Geheimnisse plötzlich eine unwiderstehliche Anziehungskraft zu üben. Katharina begann plötzlich von ihrem Bruder Lebrecht zu reden. Sie errötete dabei und bemerkte, wie sich auch über Eugeniens Antlitz ein lebhafteres Roth ergoss. Sie erzählte, wie gern Lebrecht sich der Jahre im Willmerschen Hause erinnere, wie hoch er Eugeniens Eltern schätze, und wie er eine Menge Geschichtchen selbst von der damals noch kleinen Eugenie im Gedächtnis behalten habe. Und dann verhehlte Katharina nicht, dass sie ihren Bruder von Charakter und Gemüt für einen ganz ausgezeichneten jungen Mann halte, und wie sie ihn einst so glücklich wünsche, wie er es verdiene.

Und Eugenie, welche mit gesenkten Augen zugehört, nahm darauf mit einiger Befangenheit das Wort, und sprach ihre Freude aus, dass Lebrecht und ihr Bruder Wolfgang die alte Jugendfreundschaft erneuert hatten. Auch habe sich Wolfgang sehr zu seinem Vorteil verändert. Er sei nicht mehr so absprechend, sondern merkwürdig duldsam gegen fremde Ansichten, er sei viel bescheidener, freundlicher, herzlicher geworden, und sie halte ihn jetzt für einen wirklich liebenswürdigen jungen Mann.

»In diesem Augenblick trafen die Augen der Freundinnen einander. Und plötzlich umarmten sich die beiden jungen Damen stürmisch, errötend, halb lachend, halb verlegen, und hatten sich ohne deutlichere Erklärung verstanden.

»Mädchen müssen sich doch immer umarmen und küssen!« sagte Wilhelm, welcher alte Ziegelsteine für neues Mosaik zerklopfte, zu seinem Bruder Götz. Und Götz blickte nach der bezeichneten Richtung hin, und gab zu erkennen, dass er auch seinerseits dergleichen Zärtlichkeiten recht abgeschmackt finde.—

Ein andermal, abends nach einem heißen Tage, trafen Lebrecht und Wolfgang Arm in Arm im Paradiese ein. Sie lauten aus dem Landhause, und hatten es vorgezogen, anstatt der immer

belebten, staubigen Hauptstraße diesen Weg nach der Stadt zu nehmen, obgleich er etwas weiter war. Auch sie ließen sich auf dem Bänkchen der jungen Damen nieder — denn es war Mondschein und beide brachten aus der Gesellschaft ein zur Mittheilung geneigtes Herz mit. Sie fingen von der Zukunft an — ganz im Gegensatz zu den jungen Damen, welche mit der Vergangenheit begonnen hatten — und sprachen sehr solide Grundsätze aus über Wirken und Streben, öffentliches und häusliches Leben. Jeder billigte durchaus die Ansichten des Andern, und da es bei diesem Einverständnis nichts zu opponieren gab, versanken beide in Schweigen und hingen ihren Gedanken nach. Allein einige Minuten darauf belebten sich beide wieder,« und plötzlich begannen sie wie aus Einem Munde: Deine Schwester —«

Sie stutzten und lachten laut auf, um dann in rauschender Unterhaltung Arm in Arm nach der Stadt zurück zu kehren.—

Und wieder ein andermal, wenige Tage vor dem Schluss der Ferien — der Vater sollte Abends heimkehren — waren Götz und Wilhelm allein im Paradiese beschäftigt. Da näherte sich eine Gruppe von Herren, welche die Ansiedlung ohne Anfrage betraten, lachend drüber hin blickten, und dann unter sich von »Abschätzung« sprachen, und einer »Linie« die in dieser Richtung »durchgehen« sollte. Einer von den Herren, welcher mit dem Titel Justizrat angesprochen wurde, redete viel von »Bodenwert« und nannte allerlei verwirrende Zahlen. — Götz ging endlich einige Schritte auf die Eindringlinge zu, ihn befremdete die Rücksichtslosigkeit, mit der die Unbekannten sich auf diesem Privateigenthum betrugten. Denn sie nahmen sogar im Sommerhause Platz, und sprachen dort weiter, ohne auch nur im Geringsten auf die beiden Jünglinge zu achten. Diese waren freilich in Hemdärmeln und mochten vielleicht nicht ganz den Eindruck machen, als habe man sich ihnen, als den Besitzer des Paradieses, besonders vorzustellen. Dem wackeren Götz aber ging die Zwanglosigkeit der Fremden in seinem Garten zu weit. Er trat mit Entschlossenheit vor sie und fragte: »Was wünschen die Herren hier?«

»Bleib Er bei seiner Arbeit und störe Er uns nicht!« rief eine Stimme.

»Ich habe das Recht zu fragen!« entgegnete Götz mit gehobenem Tone. »Sie befinden sich in dem Garten meines Vaters, des Rektor Willmers!«

»Ah so!« rief der Justizrat. »Sie sind der Sohn? Um Vergebung, junger Herr, dass wir so ohne Umstände Platz nehmen, aber es ist heiß«

Götz verneigte sich jetzt höflich. Der Justizrat aber fuhr fort: »Sie haben wohl diese künstlerische Ansiedlung selbst geschaffen? Schade, dass die nun auch zu Grunde gehen muss!« Der Justizrat lächelte dabei spöttisch genug.

»Zu Grunde gehen?« fragte Götz verwundert. »Wieso?«

»Nun, wissen Sie denn nicht? Die nette Eisenbahn wird diese Richtung nehmen, und vermutlich Ihren Garten grade durchschneiden.«

»Die Eisenbahn?« Götz schiert zu erstarren. »Und dies wird Alles zerstört?«

»Nun, trösten Sie sich!« lachte der Justizrat, »es wird noch mancher andere Garten zerstört werden!« Er wandte sich zu den Herren zurück.

Götz aber sprang auf Wilhelm zu, der in der Entfernung harrete, um ihm die befremdliche Nachricht mitzuteilen. Die beiden Jünglinge waren so bestürzt, dass sie nicht vermochten, auch nur die Hand an ihre Erdarbeit wieder anzulegen. Denn im Geiste sahen sie, wie schon morgen andre Arbeiter mit Schaufeln und Karren anrücken, und die ganze Schöpfung ihrer Ferien die ihnen lieb geworden, zu durchwühlen und um und um zu kehren. Das war schmerzlich! Denn ihre Hoffnungen nahmen bereits einen kühneren Flug. Sie hatten mit einander ausgemacht, während des ganzen Herbstes und Winters ihr Taschengeld zu sparen, um damit im Frühjahr die Bodenkultur gründlicher zu beginnen, zu säen und zu pflanzen, und so mit der Zeit einen wirklichen Garten herzustellen. Und von dieser Aussicht sollten nun die Eisenschienen der netten Bahn sie für immer abschneiden! Dazu war der Vater verreist — konnte er denn nicht gegen ein solches Verfahren ein Veto einlegen? Ratlos setzten sich beide nieder, und blickten nach dem Sommerhause, welches für sie plötzlich ein furchtbares Tribunal zu umschließen schien.

Die Herren brachen auf. Der Justizrat sah sich um und nickte. Götz und Wilhelm gingen auf ihn zu. »Wann kommt der Vater zurück?« fragte der dicke Herr.

»Heute Abend.«

»Schön! Adieu!« Er ging mit den Andern.

Aber auch die beiden Jünglinge vermochten nun nicht länger in ihrem Paradiese auszuharren. Die Mutter und Eugenie mussten schnell erfahren, was so drohend bevorstand. Hastig packten sie ihre Gerätschaften zusammen und eilten früher als sonst nach Hause. —

Abends kehrte Rektor Willmers von seiner Reise zurück, sehr guter Laune, angeregt und durch neue Eindrücke befriedigt und gehoben. Die Schreckensbotschaft seiner Söhne, die ihm gleich bei seiner Ankunft mitgeteilt wurde, rief nur ein Lächeln auf seine Lippen, und selbst die Frage seiner Gattin, ob denn die Besitznahme ihres Grund und Bodens durch die Eisenbahn, nicht eine Entschädigung in barem Gelde in Aussicht stelle, erweckte nur Heiterkeit und Spott bei ihm. Unter den eingegangenen Briefen jedoch befand sich einer, der ihm den Wert seines Grundstückes doch wieder näher legte. Es war ein anonymer Brief. Der unbekannte Schreiber teilte ihm mit, dass sich ein Käufer für sein Besitztum gefunden habe, welcher, da er auf Spekulation kaufe, ihm einen annehmbareren Preis anbiete, als die Verwaltung der netten Eisenbahn bei der Abschätzung des wüsten Bodens ihm werde zahlen wollen. Das genannte Angebot erschien dem Rektor eine Schwindel erregende Summe. Er schüttelte den Kopf, und war geneigt, das Ganze für eine Mystifikation zu halten. Zumal der geheimnisvolle Briefsteller ihn zu einer bestimmten Stunde zum Stelldichein nach dem Paradiese einlud, wo man die Angelegenheit weiter besprechen könne. Diese Stunde war auf morgen Nachmittag angesetzt. — Der Rektor warf den Brief weg, steckte ihn dann aber in die Brusttasche, um ihn vor fremden Augen zu wahren. Wie wenig Gewicht er der Sache beilegen wollte, sie beschäftigte seine Gedanken dennoch. — Bald darauf erschien Lebrecht Morbach, blieb den Abend über bei der Familie und lud Alle für den nächsten Tag nach dem Morbachschen Hause ein. Sie heitere Stimmung des Gastes und der Seinen brachte den Hausherrn von den Gedanken an den geheimnisvollen Brief ab.

Tags darauf jedoch beschloss er, nach einigem Hin- und Herschwanken den Gang zum

Stelldichein doch zu tun. War es eine Mystifikation, wer konnte ihm sagen, dass er in die Falle gegangen, wenn er einfach nach seinem Garten spazierte? So ließ er nachmittags Frau und Kinder den von Katharina gesendeten Wagen benutzen, und versprach in einigen Stunden nachzukommen,

Es war einer der heißesten Tage des ganzen Sommers, eine entsetzliche Schwüle lag drückend über der Stadt. Als der Rektor sich um sechs Uhr zum Ausgehen rüstete, näherte sich langsam ein schweres Gewitter, welches seinem Wege durch die Straßen folgte und ihn bald überholt hatte. Dunkelheit legte sich über die Stadt, und doch schienen die schwarzen Massen, welche sich heranwälzten, nur erst die Vorboten des gewaltigen Wetters zu sein. Denn noch aus der Entfernung grollte der Donner. Bald kam er näher, in mächtigen, weitaushaltenden Schlägen, und flammende Blitze hielten die Luft in fortwährender flackernder Bewegung zwischen Helle und Finsternis. Da fegte plötzlich der Sturm mit Staubwirbeln durch die Straßen, beflügelte alle Schritte, machte Fenster klirren, polterte mit den Haustüren, und brachte mit allgemeiner Flucht eine wilde Verwirrung in die belebten Straßen. Den ersten schweren Regentropfen folgte ein prasselnder Hagelschauer, langandauernd, großkörnig, zerstörend, wo er in voller Macht niederschüttete. Der Rektor war in ein Haus in der Vorstadt geflüchtet, an ein Fortkommen war nicht zu denken. Vor der Thür lagen die Eiskörner wie eine weiße Decke, die Leute schrien, lamentierten und weinten, und immer noch tobte der Aufruhr in den Lüften. Über eine Stunde hielt das Unwetter an, um sich noch eine Weile in langgedehntem Regen zu ergehen. Dann flog es vorüber, und die finstern Massen, die eben noch so vernichtend gewütet, glänzten silberweiß und goldig in den Strahlen der Abendsonne.

Der Rektor setzte seinen Weg fort. Er war zwar überzeugt, dass er sich die Einkehr in seinem Paradiese sparen könne, allein er befand sich nun einmal unterwegs. Der Staub war gründlich gelöscht, so gründlich, dass der Wanderer bis an die Knöchel einsank in die erweichten Feldwege und er viel fremdes Erdreich an den Stiefeln nach seinem eigenen Besitztum trug. Und als er dort anlangte — Welch ein Anblick begrüßte ihn! Was hatten Sturm, Hagel und Wasser aus seinem leichtgefügteten Paradiesesgarten gemacht! Die ganze Hecke war verschwunden Ihre Bestandteile lagen hier in Reisknäuel zusammenschwemmt, dort in Fetzen zerrissen umher. Zerstört der Fleiß der Jünglinge! Von einer dicken Breimasse übergossen, dort unterwühlt oder an den Fugen gebracht, war das Mosaik der Beete, die Gänge zu gräulichen Rinnsalen von Wasser, Schutt und Gerümpel umgeschaffen, eine breite Pfütze lagerte vor dem Eingang zum Sommerhause. Der Rektor blieb einen Augenblick stehen, halb lächelnd, halb wehmütig, und betrachtete kopfschüttelnd die Stätte, bei deren Bebauung er einst eine stille Genugtuung gefühlt hatte. Seine Schöpfung entbehrte der Wurzeln, sie war nur auf der Oberfläche geblieben, ein einziges Wetter reichte hin, sie hin wegzuwischen, wie eine schlechte Zeichnung, die der Stümper mit weicher Kohle auf das Blatt gepfuscht hat! Es war ein beschaulicher Anblick. Wozu noch nach dem Sommerhause hinüber waten? Der Rektor wollte eben umkehren — da wurde die Tür geöffnet und Lebrecht Morbach zeigte sich grüßend in der Bude.

»Lebrecht! Sie?« rief der Rektor, indem er überrascht auf ihn zu ging.«

Wir sind unserer noch mehr!« entgegnete der Andere, indem er dem Ankommenden zum Sprung über die Wasserlache die Hand reichte.

Wirklich, es waren ihrer noch mehr, die der Rektor in dem Sommerhause antraf. Katharina

stand neben Wolfgang, Eugenie, blass und beängstigt, neben Lebrecht, und dazu ebenso verlegen wie ihre Freundin.

»Was ist das? Habt ihr das entsetzliche Wetter hier in dieser Bube erlebt?« fragte der Rektor, indem er die Blicke über die vier jungen Leute schweifen ließ, welche das Aussehen hatten, als fühlten sie sich auf unrechten Wegen ertappt. Plötzlich warf sich Eugenie mit Tränen an die Brust ihres Vaters, der sie befremdet in seinen Armen empfing.

»Mein verehrter Vater Willmers,« begann Lebrecht, »wir hatten weder die Absicht, in dieser Arche Noah, in die wir uns geflüchtet, paarweise zusammenzutreffen, noch erwarteten wir, hier ertappt zu werden. Aber nun gilt es Geständnisse machen, die wir uns für einen feierlicheren Moment aufgespart hatten. Sie sehen in uns zwei verlobte Paare, welche die erste Stunde ihres Glückes unter Donner, Blitz und Hagelschauer verlebt haben, und sich dabei gelobten, in allen Widerwärtigkeit des Leben fest und getreulich beieinander zu halten. Das Wetter ist vorüber und so — bitten wir um Ihren Segen!«

Der Rektor stand einen Augenblick sprachlos. Dann aber, da keiner der Anwesenden den Sprecher rügen strafte, und die junge Gesellschaft einen wirklich segensbedürftigen Eindruck machte, öffnete der Vater seine Arme und fühlte sich als einen sehr glücklichen Mann. In dem verlorenen Paradiese war ihm wider Erwarten ein viel Schöneres wieder gewonnen. Man gab Rechenschaft über das seltsame Zusammentreffen. Beide Paare hatten in lebhaftem Gespräch den Park verlassen, sich dann von einander abgezweigt, die jungen Männer in der entschiedenen Absicht, sich ihrer Dame zu erklären. Und nachdem dies glücklich gelungen war, machte das ausbrechende Gewitter sie in das Sommerhaus flüchten, — welches freilich durch Lebrecht erst gewaltsam erbrochen werden musste, — wo sie sich dann als Freuden- und Leidensgenossen zusammen fanden.

Der Rektor, wie sehr ihn dies nette, glückliche Ereignis erfüllte, dachte doch einen Augenblick an den wunderlichen Brief, der ihn an dies Stelldichein gerufen. Sollte sich in Lebrecht der anonyme Schreiber verbergen? Doch wie dem auch war, die Sache musste vorerst auf sich beruhen. Hätte ihm selbst Jemand eine Mystifikation zugedacht, so ahnte dieser doch gewiß nicht, welche freudige Wendung an die Stelle der Enttäuschung getreten.

Nun aber musste an Heimkehr nach dem Landhause gedacht werden. Allein die Damen konnten in ihren leichten Zeugschuhen den tief aufgeweichten Feldweg nicht betreten. Ihre Verlobten erboten sich, sie auf den Armen zu tragen. Darauf wollten sie nicht eingehen.

»Nun denn,« schlug der Vater lachend vor, »so harret aus in eurer Arche, indessen ich gehe, eure Schuld zu bekennen, Sühne nachzusuchen, und euch durch eilten Wagen Rettung zu senden!«

Er schritt rüstig davon, beflügelt voll hoher Freude. Am Rande des Parks begegneten ihm Götz und Wilhelm. Die Mutter und die Tante seien in großer Angst um die Verschwundenen, nach welchen man überall vergeblich suche, so berichteten sie. Der Vater nahm seine Söhne, welche im Paradiese ihre Forschung fortsetzen wollten, mit sich, und eilte zu den Frauen.

»Himmel und Erde!« rief ihm die Taute entgegen. »Unglücksman — lieber, armer Freund! Sie waren doch nicht etwa im Paradiese?«

»Allerdings!« entgegnete er frohlockend, und erzählte, dass er die jungen Leute dort gefunden, und was sich mit ihnen begeben hatte. Der Wagen wurde sogleich bestellt.

»Victoria!« rief die Tante. »Gratulieren will ich, wenn sie paarweise anrücken! Jetzt aber habe ich es noch mit Ihnen zu tun. Sind Sie dem Justizrat nicht begegnet?«

»Welchem Justizrat?«

»Aber Sie sind doch auf einen gewissen Brief hin nach dem Paradiese gegangen?«

»Und Sie wissen um diesen Brief?«

»O ich dumme, verrückte Person! Ich bin zur Diplomatin verdorben, und so muss denn die Intrige an den Tag. Ja, ja — ich habe mich hinter den Justizrat Schlickmann gesteckt, um Ihnen Ihr Paradies abzukaufen — rein aus Eigennutz, versichere ich Sie! Aus Spekulation — ich wollte —«

Der Rektor lachte und drohte ihr mildem Finger.

»Wahrhaftig, es war nichts als gemeine Spekulation!« fuhr sie fort. »Wenn ich einen hohen Preis bot, so hoffte ich eine noch größere Summe zu gewinnen, da ich erfahren hatte, die neue Eisenbahn werde dort den Boden wertvoller machen.«

Sie wurde durch den Diener unterbrochen, der ihr ein Schreiben von dem Justizrat überbrachte. Das böse Wetter habe ihn zurückgehalten, schrieb er, wie er denn auch in Eile dem Rektor ein Abmeldungsbillet für das Stelldichein ins Haus geschickt habe. Er hofft, dass dieser es noch rechtzeitig werde empfangen haben.«

»Abscheulich!« rief die Tante. »Und nun sind Sie bei diesem Wetter vergeblich hinausgegangen!«

Der Rektor ergriff die Hand der alten Dame und führte sie respektvoll an seine Lippen. »Nicht vergeblich, verehrte Freundin!« entgegnete er. »Ich danke Ihnen, aber es ist mir lieber, dass es anders gekommen ist. Mein Geschäft mit der Eisenbahn will ich schon selbst abmachen. In die Falle, die Sie mir gestellt, hin ich freilich gegangen, aber eine viel größere Freude habe ich dort gefunden, als ich erwarten konnte. Ahnte vielleicht der verstorbene Morbach, oder beabsichtigte er durch sein Erbteil das Glück unserer beider Familien zu gründen? Nehmen wir das an, und bleiben wir ihm dankbar! Wir selbst und unsere Kinder haben einander dort gefunden, das wüste Feld, welches er zwischen uns stellte, hat die schönsten Blüten für uns getragen. Werde aus jenem Stück Erdboden nun was da wolle, es hat seinen Zweck für uns erreicht, es hat uns vereinigt. Halten wir nun als wackere Freunde zusammen, und jenes Paradies, das uns zu einander führte, in herzlicher Erinnerung!«

Die alte Dame wischte sich gerührt die Augen, zog die Frau Rektorin in ihre Arme, und reichte dem Freunde die Hand zu kräftigem Drucke. Bald darauf erschienen die Verlobten, jetzt nicht mehr verlegen, sondern hereinstürmend im jubelnden Übermut ihres jungen Glückes. Bei der Abendtafel wurde die Doppel-Verlobung noch einmal feierlicher genommen, man hielt

Reden, und besonders schwangen sich Götz und Wilhelm zu verschiedenen würdevollen Ansprachen auf, bei welchen zwischen Rührung und Lachen kein Auge trocken blieb. —

Auch diese beiden Jünglinge, welchen der Verlust des Paradieses am meisten nahe ging, fanden eine reichliche Entschädigung im Morbachschen Garten. Denn hier, wo sie von nun ab zu Hause waren, wurde ihnen ein Stück Landes angewiesen, welches sie nach Herzenslust bepflanzen, und wo selbst sie im nächsten Frühjahr ihre einstigen Bestrebungen belächeln konnten. Was verschlug es jetzt der glücklichen Familie, dass zweckvollere Hände mit Schaufeln, Hacken und Karren zwischen Kohl- und Rübenfeldern auch die Stätte zerwühlten, wo einst ihr Sommerhaus gestanden hatte? Die Forderungen der Welt und des Lebens gingen über den Schauplatz ihrer Spiele dahin, und sie fühlten sich selbst dabei gewandelt und gefördert. Und als eines Tages der erste Dampfwagenzug über das Feld brauste, da stand am Rande des Parks eine vergnügte Gesellschaft mit wehenden Tüchern und begrüßte mit lautem Hurrahruf den Augenblick, da die weiße Wolke über das Fleckchen Erde flog, auf dem sie sich einst gefunden.

E n d e .